

Friedrich Dieckmann

**Berlin als Werkraum
Stadthuldigung mit Seitenblicken**

Festvortrag anlässlich der Verleihung
der Ehrendoktorwürde

Laudatio
Prof. Dr. em. Alexander von Bormann
Amsterdam

13. Mai 2004

Humboldt-Universität zu Berlin
Philosophische Fakultät II

Die digitalen Ausgaben der *Öffentlichen Vorlesungen* sind abrufbar über den Dokumenten- und Publikationsserver der Humboldt-Universität unter: <http://edoc.hu-berlin.de>

Herausgeber:

Der Präsident der Humboldt-Universität zu Berlin

Copyright: Alle Rechte liegen beim Verfasser

Berlin 2005

Redaktion:

Birgit Eggert

Forschungsabteilung der Humboldt-Universität zu Berlin

Unter den Linden 6

D–10099 Berlin

Herstellung:

Forschungsabteilung der Humboldt-Universität zu Berlin

Unter den Linden 6

D–10099 Berlin

Heft 141

ISSN 1618-4858 (Printausgabe)

ISSN 1618-4866 (Onlineausgabe)

ISBN 3-86004-191-6

Gedruckt auf 100 % chlorfrei gebleichtem Papier

Inhalt

Heinz-Elmar Tenorth Grußwort	5
Erhard Schütz Begrüßung	9
Alexander von Bormann Die kulturelle Bedeutung des ästhetischen Blicks	13
Friedrich Dieckmann Berlin als Werkraum Stadthuldigung mit Seitenblicken	25
Über die Autoren	41

Heinz-Elmar Tenorth

Grußwort

Spectabilis, liebe Kolleginnen und Kollegen,
meine Damen und Herren,
sehr geehrter Herr Dieckmann,

ich habe die Ehre und das Vergnügen, Sie heute im Namen der Humboldt-Universität zu Berlin und ihrer Leitung zur feierlichen Verleihung des Doctor honoris causa an Herrn Friedrich Dieckmann an diesem exceptionellen Ort begrüßen zu dürfen – oberhalb der Stadt und nahe der Kirche, mit durchaus eigentümlichen Konnotationen also im Blick auf den Anlass, der uns zusammenführt. Ich bin hier vielleicht nicht der Hausherr, und dürfte deshalb gar nicht als erster reden, denn ich konkurriere sicherlich mit dem Bischof und der Theologischen Fakultät (und es mag sogar sein, dass die Theologie die Hochschulleitung im Moment auch immer noch eher wie eine feindliche Macht interpretiert, gleichwie) – es ist die Universität, vertreten durch die Philosophische Fakultät II, die diesen Festakt verantwortet und ich glaube, wir, Universität und Fakultät, haben gute Gründe, heute hierher eingeladen zu haben.

Mein Gruß gilt deshalb zuerst und vor allem Ihnen, sehr geehrter Herr Dieckmann. Ich freue mich, dass diese Feier stattfindet, dass sie für Sie stattfindet, und ich freue mich auch, dass ich hier zu Beginn einige Worte sagen darf und ich danke daher der Fakultät für die freundliche Einladung. Die Hochschulleitung nimmt Einladungen wie diese gern an, denn Ehrenpromotionen sind Ereignisse eigener Art, in denen nicht allein der neue Doktor geehrt wird, sondern die Universität insgesamt sich der Öffentlichkeit zeigt und durch den zu Ehrenden selbst ehrt. Wird ein solcher Ehrendoktor noch an eine Person wie Friedrich Dieckmann verliehen, dann machen Fakultät und Universität zudem

bewusst, dass sie sich nicht allein im Elfenbeinturm bewegen (obwohl sicherlich von dort der kritische Blick auf das Ganze besonders gut, wenn auch nicht immer leicht, möglich ist), sondern dass wir in einer Welt leben, die nicht allein von Forschung bestimmt ist, sondern einen Ort der Bildung darstellt, der gestaltend-reflektierenden Aneignung der Welt.

Diese Welt, zentriert um die Mitte Berlins, aber nicht lokal bestimmt, hat ihre eigene Tradition und ihre eigenen politischen und gesellschaftlichen Referenzen. Die Tradition wird erinnerlich an signifikanten Zäsuren unserer Geschichte: aus der Gründung, und das ist die Zeit langer Dauer, bald 200 Jahre alt, hat sie uns die Bürde eines großen Anspruchs hinterlassen; dazu gehören auch die Zeitpunkte und Phasen der Transformationen, die noch den Akteuren gegenwärtig sind, nicht allein 1989/90. An 1933 muss man zuerst erinnern, auch danach kann man noch Zeitzeugen befragen, dann sicherlich an 1989, eine Zeit, die inzwischen an der Grenze von gegenwärtiger Vergangenheit und vergangener Gegenwart lebt, also historisch zu werden beginnt, aber immer noch ihre eigenen Ansprüche formuliert.

Unsere Universität hat sich in der jüngsten Vergangenheit dann selbst gern als „Werkstatt der Einheit“ verstanden, das ist heute nicht mehr allein thematisch, es wäre mir als Focus der Ehrenpromotion auch zu eng und zu retrospektiv; denn wir ehren nicht mehr allein oder gar primär den ehemaligen DDR-Bürger, den Dissidenten, den unbestechlichen Analytiker seiner Gesellschaft, wir ehren den präsenten Intellektuellen Friedrich Dieckmann, nicht allein sein Lebenswerk retrospektiv, sondern seine Leistung hier und jetzt, unseren Zeitgenossen.

Dabei will ich gar nicht den Versuch unternehmen, jetzt selbst als Laudator tätig zu werden, das werden Berufene und Kompetentere tun (und haben es ja auch schon formuliert), ich will aus der Perspektive der Universität wenigstens andeuten, was diese Ehrenpromotion für uns bedeutet, welcher Wert öffentlichen Akten wie dem heutigen zukommt. Sie können – und sie sollen, nach der Meinung der Hochschulleitung – belegen, dass

die Universität nicht allein als Ort der interesselosen oder, wie es heute vielleicht näher liegt, der verwertbaren Forschung legitimiert ist, sondern erst als Teil einer öffentlichen Kultur, in der sie selbst Akteur ist, Teil der „Nation“, wie unsere Gründer emphatisch gesagt haben, nicht allein der Gesellschaft und des alltäglichen Geschäfts, sondern handelnd wirksam in der Teilhabe an einer moralisch reflektierenden Öffentlichkeit, in der die zentralen Fragen erörtert werden, die unsere aktuellen Schwierigkeiten bezeichnen, die Aufgaben unserer Zukunft bestimmen und die zu Themen unserer Arbeit werden müssen, wenn wir uns mit Gründern und nicht nur rhetorisch auf Wilhelm und Alexander von Humboldt berufen wollen.

Friedrich Dieckmann macht dann bewusst, dass die Universität das nicht allein kann, Fragen dieser Art zu klären, Fragen, wie die schlichte „Was ist deutsch“, oder uns Formeln zu bieten, dass wir im Alltag nicht verloren gehen, etwa allein sind im Elend der aktuellen Politik und Wissenschaftspolitik. Ich zumindest habe so den Titel seiner „Marginalie“ im Merkur 2003 behalten und verinnerlicht: „Lust und Schrecken der Desillusionierung“, das ist zu meiner Form der Codierung der Hochschulpolitik Berlins geworden (und dass Dieckmann so tatsächlich einen Essay über Brechts „Dreigroschenoper“ überschrieben hat, spricht nicht gegen, sondern für meine Nutzung – denn wie anders als im Blick auf die existentiellen Untergründe ihrer Inszenierung, zwischen Komödie und Passionsspiel, kann man diese Politik eigentlich noch ertragen?).

Im Namen der Universität muss ich deshalb vor allem Dank sagen: an Frank Hörnigk, der unermüdlich daran gearbeitet hat, dass wir heute überhaupt hier feiern, an den Amsterdamer Kollegen Alexander von Bormann, von dem ich lernen durfte, dass Laudationes Gattungen paradoxer Natur sind, weil sie erst in sympathischer Distanz und kritischer Zuneigung wirklich leben, der Fakultät, die diese Ehrung mit ihren Beschlüssen möglich gemacht hat und die uns damit demonstriert, welches Selbstverständnis den Geisteswissenschaften heute zukommt.

Mein Dank gilt aber vor allem Ihnen, sehr geehrter Herr Dieckmann – wir fühlen uns nicht nur anerkannt, sondern geehrt, dass Sie den Antrag annehmen, zum Doctor honoris causa unserer Universität zu werden und dass wir Sie damit, durch diese Ehrenpromotion, in unseren Kreis, in die *societas scholarum* der Berliner alma mater aufnehmen dürfen. Herzlichen Dank – und: Willkommen. Wir wollen von Ihnen lernen.

Erhard Schütz

Begrüßung

Da Sie, die Sie zusammengekommen sind, nicht Ihrer Ämter und Rollen wegen hier sind, sondern um Friedrich Dieckmann zu ehren – die einen als Freunde des zu Ehrenden, die anderen als Kollegen der Ehrenden (oder auch beides), begrüße ich im Namen der Philosophischen Fakultät II Sie, sehr geehrte Damen und Herren, alle gemeinsam schlicht als – liebe Gäste!

Für uns alle jedoch begrüße ich ganz besonders Sie, sehr verehrter Herr Dieckmann, der Sie uns Anlass und Ehre geben, hier zusammen sein zu können!

Von außen betrachtet, mag es scheinen, dass die Humboldt-Universität zu Berlin derzeit nur zwei Probleme hat: Sparen und Exzellenz. (Wobei immerhin tröstlich ist, dass noch niemand auf die Formel verfallen ist: Exzellenz durch Sparen.) Reden wir also von der Exzellenz. Denn bespart worden sind wir nun schon. Unsere Fakultät z.T. sehr heftig, während das Institut für deutsche Literatur immerhin, dem Sie, lieber Herr Dieckmann, die Initiative zur Ehrendoktorwürde verdanken, halbwegs glimpflich davongekommen ist. Das liegt an seinem Spitzenplatz innerhalb der Universität aufgrund herausragender Leistungen. Bei uns werden nämlich seit geraumer Zeit Leistungen gemessen und honoriert – wenigstens durch geringere Kürzungen. Die Kriterien dieser Leistungsmessung sind eine Wissenschaft für sich. Dazu gehören eingeworbene Drittmittel wie die Zahl der Absolventen, durchschnittliche Studiendauer, die Anzahl von Preisträgern und Stipendiaten wie die ausländischer Studierender. (Wir verbringen inzwischen so viel Zeit damit, Fragebögen auszufüllen und Statistiken zu erstellen, dass wir nicht einmal mehr Zeit haben, auszurechnen, wie viel Zeit uns damit für Forschung und Lehre entgeht.) Jedenfalls wird alles höchst kompli-

ziert prozentual gewichtet. Unter die Kriterien der Bewertung zählt auch die Zahl der erfolgreich Promovierten. Da liegt das Institut für deutsche Literatur ebenfalls weit vorn. In den letzten drei Jahren waren es immerhin 30 frischgebackene Doktorinnen und Doktoren. Ehrenpromotionen zählen allerdings nicht dazu. Freilich hat es am Institut auch erst eine gegeben, die Günter de Bruyns. Dass es bisher nur die eine gab, liegt nun keineswegs daran, dass Ehrenpromotionen nicht als Leistung zählen. Im Gegenteil: Weil Ehrenpromotionen etwas Besonderes und Exzellentes sind, das man nicht in finanziellen Mitteln berechnen kann, deshalb gehen Fakultät und Institut damit so sorgsam wie sparsam um.

Ihre Ehrenpromotion, sehr geehrter Herr Dieckmann, ist also nicht nur eine besondere Seltenheit an unserer Fakultät, sondern unter Gesichtspunkten der statistifizierbaren Leistungsprofitmaximierung hat die Fakultät sich damit gewissermaßen einen Luxus geleistet. Sieht man es jedoch unterm Gesichtspunkt der Exzellenz an, dann hat sie sich etwas ganz Besonderes gegönnt – nämlich einen Autor in die akademische Gemeinde aufgenommen, dessen Werk uns alle in Spannweite, Umfang und Gründlichkeit gleichermaßen tief beeindruckt.

Ausgerechnet Zahl und Qualität von Publikationen zählen übrigens nicht zu den Leistungskriterien, nach denen wir bemessen werden. Was im Blick auf Ihr Werk, sehr verehrter Herr Dieckmann, für die Fakultät und das Institut besonders schade ist, hätten wir es andernfalls doch geradewegs zu barem Geld machen können. Umso mehr wollen wir die materielle Uneigennützigkeit loben!

In anderer Hinsicht ist die Verleihung der Ehrendoktorwürde natürlich überhaupt nicht uneigennützig – ehren Universität, Fakultät und Institut doch ganz offenkundig sich selbst, indem sie sich mit Friedrich Dieckmann schmücken, dessen Exzellenz wahrlich nicht dieser Ehrung bedürfte, um als solche erkannt und anerkannt zu werden.

Doch ein bisschen zeichnet es die Philologische Fakultät II und das Institut für deutsche Literatur auch aus, dass sie es unternommen haben, jemanden zu ehren, der ganz unzweifelhaft viel und profund zur Literatur zu sagen gewusst hat, der das überdies aber in einer noch weiteren Perspektive getan hat, deren Fluchtpunkt einerseits im großen Musiktheater liegt und deren Strahlen von der urbanen Suche nach der Bürger Bestem bis zur Prüfung des *ubi est patria* reichen. Ich hoffe, in dieser Wahl offenbart sich ein wenig von dem Geist, in dem unsere Fächer sich nicht nur als Geistes-, sondern als Kulturwissenschaften sehen wollen.

Und schließlich ehren wir in Friedrich Dieckmann einen, der zwar mehrfach Mitglied von Akademien, aber kein bestallter Akademiker ist. Wir ehren in ihm einen Essayisten. Mithin einen, von dem wenigstens der Essayist Michael Rutschky erst unlängst meinte, dass als Berufsbezeichnung sich das etwas „kuriös“ anhöre. „Säße man im Zug neben einem Zahntechniker, käme man ins Gespräch und der Zahntechniker fragte: ‚Und was machen Sie, beruflich?‘, man sähe komisch aus, wenn man antwortete: ‚Ich bin Essayist‘. Das sagt dem Zahntechniker wenig. Während man auf Anhieb weiß, was ein Zahntechniker macht.“

Nun, wir könnten es dem Zahntechniker vielleicht in den Worten des Kollegen Georg Stanitzek erklären, der in Anlehnung an Alexander Kluge geschrieben hat, der Essay sei das rechte Medium für eine „schlechte Wegstrecke“, eine Textform nämlich, die vorsieht, dass es an den Verknüpfungsstellen von höchst Eigenem und allgemeiner Distanz „holpert“, also stockt und zugleich weitergeht.

Wenn das denn zutrifft, wäre vielleicht ein Essayist, also einer, der den ureigensten, nur leider allzu oft vergessenen Impuls jeder Wissenschaft, das Denken auf eigene Faust und Schreiben mit eigenem Kopf verkörpert, für die Zeiten einer schlechten Wegstrecke zwischen Sparen und Exzellenz genau der richtige Wegbegleiter – nämlich einer, der uns auf dem Weg zwischen Routine und Resignation holpern lässt, der aufrüttelt und dahin stolpern macht, wohin wir müssen, wenn wir ausgezeichnet sein wollen,

dahin, dessen Gangbarkeit er längst erwiesen hat: zu kultivierter Courage.

Insofern haben wir uns mit dem Ehrendoktor Friedrich Dieckmann eine Ehre angetan, aber nicht uns selbst ein Denkmal, sondern eher einen Stolperstein gesetzt.

Wenn das so ist, dann muss man nun Friedrich Dieckmann umso mehr dankbar sein, dass er sich dafür zur Verfügung gestellt hat! Danken möchte ich hier aber auch dem, der uns auf die Spur zu diesem Stolperstein gesetzt – und am Ende auch ein wenig gehetzt – hat, Frank Hörnigk!

Und nun möchten wir, ehe wir dann die Urkunde, das sichtbare Zeichen der zukünftigen Verbundenheit, überreichen, jene „Ehrfurcht, die der Mensch in sich walten läßt“ gebührend ausdrücken, von der es in den Wanderjahren heißt, sie erlaube, „indem er Ehre gibt, seine Ehre [zu] behalten“ – indem wir das Lob des zu Ehrenden an einen Gast delegieren, der dafür besonders prädestiniert ist:

Herr von Bormann – bitte, loben Sie ...

Die kulturelle Bedeutung des ästhetischen Blicks

Mit Freude habe ich die Einladung der Humboldt-Universität zu Berlin in einen so ausgezeichneten Raum, den Saal im Berliner Dom, und zu einer so auszeichnenden Gelegenheit angenommen. Ich fühle mich sehr geehrt, die Laudatio bei diesem besonderen Akt und für einen so besonderen Mittelpunkt desselben halten zu dürfen. Es gibt nur wenige Gelehrte und Intellektuelle, für welche die *promotio honoris causa* so passend und genau entworfen erscheint wie für Friedrich Dieckmann. Wir kennen einander seit ungefähr fünfundzwanzig Jahren, und ich habe seine kritischen und poetischen, seine publizistischen und wissenschaftlichen Arbeiten stets mit größtem Interesse verfolgt und selber viel daraus gelernt. Die Verbindung von gründlichem Studium des Gegenstandes, seiner Wirkungs- und Deutungsgeschichte, dem weit aufgefächerten Kontext und dem so subtilen wie energischen Zugriff auf Aktualisierungsmöglichkeiten macht die ureigene Signatur dieses gelehrten Kritikers und Essayisten aus, der sich auch schon einmal einen gegenwärtigen Lessing hat nennen lassen müssen. Die Dauerfrage des Publikums bei heutigen Kulturdebatten „Was bringt uns das?“ verstummt jedenfalls, sobald Dieckmann den Mund aufmacht. Dem Theater, vor allem dem Musiktheater, gehört sein Interesse ebenso wie der Literatur, der Lyrik auch in produktiver Weise, dazu der Architektur, der Wirklichkeit der Städte, vor allem des historischen Berlins, der Temperatur der Gesellschaft, den Umbrüchen in Kunst und Gesellschaft und der Frage nach der utopischen Dimension im Alltag von Kultur und Politik. Das hat ihn in viele hoch angesetzte Diskussionszusammenhänge geführt. Es gibt kaum eine Akademie, kaum innovative Diskussionskreise und Beratergremien, die es sich leisten, auf Dieckmanns geschliffene, immer den Kern der Sache treffende Argumentationsbeiträge zu verzichten. Hinzuweisen ist auf die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung

in Darmstadt (seit 1995), die ihn 2001 mit dem Johann-Heinrich-Merck-Preis ehrte; auf die Akademie der Künste in Berlin (seit 1997), auf die Sächsische Akademie der Künste, deren Vizepräsident er seit 1996 ist; von den vielen hochrangigen Diskussionszirkeln und Beiträgen zu schweigen – früher hätte man ihn zum Geheimen Staatsrat gemacht.

Ob Friedrich Dieckmann über Mozart, Schubert, Wagner, Brecht, Christa Wolf, über Deutschland, Europa und die Welt nachdenkt, es geschieht stets auf eine unnachahmlich eigene, viele Wissensquellen zusammenführende, Tiefsinn und Eleganz verbindende Weise. Die findet ihren Grund im Festhalten einer fundamental politischen Fragestellung, die sich von der Ästhetik informieren ließ, der Frage: Wie lässt sich Erneuerung institutionalisieren? Wie lässt sie sich gegen demagogische Verfremdung sichern? So fragt er am Beispiel Goethes, aber auch am Beispiel der deutsch-deutschen Vereinigung, die kulturphilosophische Binsenweisheiten höchst nötig hatte: „Der internationale Erfahrungsausgleich wird nur gelingen, wenn jeder der beiden Volksteile – der minorative wie der majorative – sich auf den andern einläßt.“⁴¹ Dass dies mit einer klassisch-romantischen Hermeneutik nicht zu leisten ist, also auch nicht mit deren Überbleibseln bei den Sonntagsreden-Schreibern der Politiker, hat Dieckmann bei Hegel, Bloch und Brecht genauestens studiert. In seinem großen Essay *Die Schnelligkeit der Schildkröte* (vom Juli 1990) gibt es einen Abschnitt *Vom Widerspruch*, also zu einem unserer zentralen und in jeder Beziehung aktuellsten Theoreme. Der beginnt mit einem typischen Dieckmann-Satz: „Der ästhetische Blick, der immer in Gefahr ist zu übersehen, daß seine Voraussetzung die Unverstricktheit in das Objekt der Anschauung, also in gewisser Weise dessen Nicht-Realität für den Betrachter ist, dringt, wenn er dieses Vorbehalts inne ist, tiefer in das Wesen der Dinge ein als Untersuchungen, die glauben, das Wesen hinter dem Anschein zu finden.“⁴² Man kann es auch kürzer sagen: Zur Darstellungskunst Dieckmanns gehört es, dass er diesem Satz einen Spruch von Hanns Eisler folgen lässt, der zur DDR lakonisch bemerkte: „Hier trägt alles, nur nicht der Schein!“ Die Aushebelung der klassischen Dialektik, zumal in Gestalt ihrer operativen

Verkürzung durch den Sozialismus, führte Dieckmann auf Themen, Zusammenhänge und Denkfiguren, die quer zu den herrschenden Diskursen der DDR standen. In seinem Dresen-Essay³ spricht er nicht ohne kleine Distanz „von jener Wandlung vom parteigläubigen zum kritischen Marxisten, wie viele sie im Lauf der Zeit und der Erfahrungen vollzogen hatten“; er setzt pointiert hinzu: „Mir selbst war sie insofern erspart geblieben, als ich, das erstere zu werden, weder Anlaß noch Neigung gehabt hatte.“ Ein Unterleutnant mit dem trefflichen Namen Klein hatte ihm (1983) längst bescheinigt, „daß er einer schöpferischen Handhabung des Marxismus nicht fähig ist und daß er gleichzeitig den Gebrauch herabsetzt, den die Kommunisten von der Theorie des wissenschaftlichen Kommunismus machten“.⁴ Damit ist der Klein einer Argumentationsfigur auf den Schlich gekommen, die in der Tat gern von kritischen Marxisten benutzt wurde: sich möglichst informiert auf die Klassiker zu beziehen und diese gegen ihre Sachwalter auszuspielen; als Gegenwehr blieb nur übrig, für sich selber eine „schöpferische Handhabung“ in Anspruch zu nehmen – ein trefflich die Instrumentalisierung eines vormals kritischen Denkens decouvrierender Sprachgebrauch. Gleichwohl trug Friedrich Dieckmann seine Befunde, Analysen, Thesen mit dichterischer Blauäugigkeit, einem gebildeten Herzton, vor: als ob man gar nicht anders als zustimmen könne. Auch an Kafkas Odysseus ließe sich denken, der seiner Handvoll Wachs vertraute und in unschuldiger Freude über seine Mittelchen den Sirenen entgegenfuhr, nicht wissend, dass diese sich längst entschlossen hatten, ihren Gesang einzustellen. Was sollte der auch im real existierenden Sozialismus? Kafka schreibt dem Fuchs Odysseus die List zu, über den Verlust von Kunst-Kultur-Ekstase längst unterrichtet gewesen zu sein, aber zu seinem Schutz dieses Wissen nicht einzugestehen, sondern die ältere Konstellation weiterzuspielen, den Glauben an eine seligmachende Macht, damit diese vor Verblüffung sprachlos bleibt. Kafka dekonstituiert die Kadertheorie: „Odysseus aber, um es so auszudrücken, hörte ihr Schweigen nicht, er glaubte, sie sängen, und nur er sei behütet, es zu hören.“ Das trifft gewiss viele intellektuelle Größen der DDR, nicht aber Dieckmann. Für ihn hat Kafka einen Anhang zu seiner kleinen Erzählung⁵ geschrieben, worin er erwägt, dass

Odysseus wirklich gemerkt hat, dass die Sirenen schwiegen, dass er aber gleichwohl Glückseligkeit gespielt/vorgespiegelt habe, als „Scheinvorgang“ (eine Bezeichnung für Kunst und Theater), der ihn wie ein Schild gesichert habe.

Wie Volker Braun, Heinz Czechowski, Karl Mickel oder Christa Wolf u. v. a. setzte auch Friedrich Dieckmann in jener Zeit (ehrlich oder listig) aufs humanistische Pathos einer menschenrechtlichen Grundüberzeugung, und es ist eine kafkaeske, also von Kafka genau beschriebene Situation, dem Politbüro den „Anblick der Glückseligkeit im Gesicht“ der kritischen Intellektuellen zu bieten und diesem zugleich das Wissen zu unterstellen, dass der dafür verantwortliche Gesang, der die Verhältnisse zum Tanzen bringen sollte, längst abgestellt war. Wie dann weiter? Jedenfalls baute Dieckmann seine vielgestuften Lessingschen Sätze, die vom Leser verlangten, Unverstricktheit und Innesein, ästhetische Differenz und politische Dimension zusammenzudenken. Diese relativ komplexe Denkweise und intrikate Machart gingen den Funktionären deutlich über die Hutschnur. Es ist so amüsant wie aufschlussreich, diesem kleinen Lehrstück politischer Nicht-Dialektik kurz nachzugehen – vielen wird es bekannt vorkommen.

Im Stasi-Gutachten des IM Uwe Berger 1978, seinerzeit Lektor im Aufbau-Verlag und deplorable Lyriker, wird zu Recht festgestellt, dass „der Dieckmann“ sich „scheinheilig hinter den Philosophen Kant stellte“, um individuelle Menschenrechte einzufordern. Seine Ausführungen gäben sich „den Anstrich fundierter Wissenschaftlichkeit“, und tröstlich setzt IM Uwe hinzu: „Eine unmittelbare Wirkung auf breite Massen ist nicht zu erwarten“. Seinen Stil glaubt ihm Uwe nicht – es ging um die Aufsatzsammlung *Streifzüge* von 1977 –, sondern er geht von Retuschen und Glättungen des Verlags aus, welche „die Tarnung noch vervollkommnet haben“. – Immer schon haben wir gewusst, dass Friedrich Dieckmann im Schnittpunkt wichtiger, weiterführender („grenzverlegender“) kultureller und politischer Diskussionen stand und steht. Neu war für mich, dass „Schnittpunkt“ ein OV hieß, der um Adolf Dresen herum angelegt wurde.

Ein Stasi-Bericht dazu, in ganz offensichtlich unretuschiertem Deutsch auf einer Schreibmaschine (Kopie S. 98): „Der Dieckmann bewundere den Dresen sehr, da dieser hintereinander weg große philosophische Probleme runtergeschrieben hat.“ Der entsprechende Berichtersteller befand auch, dass der Dieckmann „sehr massiv gegen die Kulturpolitik der DDR schießt“.

Was machte nun den Dieckmann so attraktiv für das MfS? Immerhin war er viereinhalb Jahre lang Dramaturg am Brecht-Ensemble und sollte 1983 auf Vorschlag von Hacks und Hermlin Chefredakteur von *Sinn und Form* werden, was verhindert wurde. Nach Dresens Weggang war Dieckmann allein in dem OV ‚Schnittpunkt‘ übrig geblieben, und der Vorgang wurde 1987 nach elfjähriger Beobachtung geschlossen. Immerhin also hatte Dieckmann Glück: auf einen Punkt zurückgeführt, wurde er doch nicht aufgelöst. Für die schöne Paradoxie von Dieckmanns Situation, schließlich ganz allein als *Schnittpunkt* zu figurieren, hat Lutz Rathenow sein Gedicht *Jemand* geschrieben. Was blieb einem Jemand seinerzeit übrig, als seine Kreise zu ziehen, und das in gehorsamer Weise: „keine Spirale entsteht,/kein Universum ist zu befürchten.“ Der Schluss des Gedichtes zeigt in hyperbolischer Rede (‚Übertreibung über die Glaubwürdigkeit hinaus‘), wie operative Vorgänge für gewöhnlich auszugehen pflegten: „Er [der sarkastisch-ironisch gehorsame Jemand] zieht einen einzigen Kreis/und bewegt sich in dem,/ohne seinen Radius zu erweitern./Obschon – /für einen Wächter der Reglosigkeit/ bleibt ein Kreis ein Kreis./Den gilt es einzukreisen,/auf einen Punkt zurückzudrängen,/der aufzulösen ist“⁶ [Ende ohne Punkt!]

Nun hat „der Dieckmann“ nicht hintereinanderweg große Probleme runtergeschrieben, aber bearbeitet hat er sie wohl und regelmäßig darüber geschrieben auch. Ich lernte ihn kurz nach seinem Buch *Richard Wagner in Venedig* (1983) kennen. Gewiss gehörte Wagner zu den großen Problemen: Ließ er, der so leicht von den Völkischen und Nazis benutzbar gewesen war, sich ausreichend progressiv deuten, und das ohne als Hans-Mayer-Adept denunziert zu werden? Friedrich Dieckmann ging scheinbar von einem Nebenaspekt aus, den sechs Venedig-Aufenthalten Wagners, was

gleichwohl zentrale Probleme in den Blick bringt. Die interpretatorische Schulung und Bildung Dieckmanns führte ihn rasch auf jene dialektische Grundfigur: die ökonomische Preisgegebenheit und die gesellschaftliche Vergötterung des Genies, eine Widersprüchlichkeit, aus der Wagners Anspruchshaltung gegenüber seiner Umwelt erwuchs (S. 79). Das war eine kenntliche Situation, hohe Geltung und große Abhängigkeit waren auch für die Kulturschaffenden in der DDR total ineinander verschränkt. Dieckmann hebt die Produktionsmoral Wagners hervor: „das Sich-Verschaffen von Bedingungen, unter denen seine Werke zur Welt kommen können“. (S. 76) Und die Darstellung der Entwicklungsphasen des Wagnerschen Werks ist so luzide wie spannend, gerade auch weil sehr viel Original-Ton zu Gehör kommt. Hübsch die Kritik an den Schriften des Theoretikers Wagner, „mit ihrer Neigung, noch den treffendsten Gedanken – und es fehlt nicht an solchen – in Satzgebilden von outrierter Rhetorik zu begraben“, und seinem Verhältnis zur Sprache zu attestieren: „widerstandslos nimmt es an jenem allgemeinen Verfall von Sprachbewußtsein teil, der von 1830 an, mit der beginnenden Industrialisierung, Deutschland überzieht. Der Wortreichste, Wortbedürftigste aller Komponisten schreibt, wenn er sich zu abstrakten Dingen äußert, ein Leben lang derangierten Hegel.“ (S. 33) Das ist eine Pieke, die nicht nur auf Wagner zielt, sondern auf den Großteil der DDR-Philologie und wohl auch der DDR-Philosophie.

Wie es ihm für Wagner gelang, einen Seiten-Eingang als ein Hauptportal wahrnehmbar zu machen, so auch für Brecht – das zeigen das weit ausholende Buch *Karl von Appens Bühnenbilder am Berliner Ensemble* ebenso wie die Aufsätze, die das Verhältnis Brechts zum Film, zur Theatermusik und – immer wieder – seine Modernität beleuchten.⁷ *Visionen des gelösten Lebens* – mit diesem Titel überschreibt er eine Studie zu Hofmannsthal und Strauß, zum Ursprung des *Arabella-Textes* und zum in ihm lebendig gebliebenen Widerspruch. Ein großes Essay- und Aufsatzwerk widmet sich dem bürgerlichen Erbe, und immer gleich den Höhepunkten. Eine Auswahl: Kant und Hegel, *Faust* und *Urfaust*, Schiller, *Fidelio*, Kleist und Büchner, Wagners *Ring*, und weiter von Brecht und Thomas Mann bis zu Ernst Jandl,

Christoph Hein und Günter Kunert, um nur kurz die *Streifzüge* (1977) und die *Hilfsmittel*⁸ (1990) zu streifen.

Mir das liebste Buch ist *Die Geschichte Don Giovannis*⁹ (1991), ein Wunderwerk an Bildung, Takt, Erzählgabe – wo immer man es (wieder) aufschlägt, kann man nicht aufhören zu lesen. Sehr ausführlich geht Friedrich Dieckmann auf die Ankunft des Stoffes ein. Weit ausholend zeichnet er die Entwicklung des Stoffes, der Gestalten, der zentralen Konstellationen und alle Wege nach, die sie ins Drama, in das Libretto da Pontes und die Oper Mozarts gelangen lassen, von uralt-mythischen Zeiten an bis zum Jahre der Komposition von Mozarts Musikdrama. Wir sind fast auf Seite 300, als es heißt: „Aus zwei Himmelsrichtungen bewegt eine Oper, die noch keiner kennt, sich im Februar 1787 auf den Ort ihrer Entstehung zu.“ Und dann werden nicht nur die Umstände dieser Entstehung ausführlich dargetan, durchaus mit reicher Einbeziehung von anekdotischem Material; sondern es wird auch der Kontext des Librettos berücksichtigt, und das sei hier als eines der vielen Kabinettstücke Dieckmannscher Interpretationslust und -kunst skizziert. Er macht zunächst eine methodologische Vorbemerkung, die leider immer wieder nötig ist, sobald man nicht-direkt-ästhetische Diskurse für die Interpretation von Kunst mit heranzieht. Den politischen Sinn eines Kunstwerks zu erheben, ist ein Interpretament, das alle vorangegangene Deutungsarbeit voraussetzt und ergänzt, aber keineswegs beiseite wischt. Er stellt die drei Libretti, an denen da Ponte, mit Zustimmung des Kaisers, gleichzeitig wirkte, überzeugend in den Zusammenhang der josephinischen Reformen, die kräftigem Widerstand bei den Betroffenen begegneten. Dieckmann: „Wo Kunst und Leben, Kunst und Gesellschaft dergestalt in eins wirken, erscheint der politische Sinn des Kunstwerks nicht als etwas, das sich als Tendenz von ihm ablöste und der Idee seiner Autonomie antinomisch gegenüberträte (beides sind Kategorien jenes Beziehungszerfalls, den das industrielle Jahrhundert herauführt), sondern als eine konstitutive Eigenschaft wie der Unterhaltungswert des Stückes und die Kunstfertigkeit, Kunstgerechtigkeit seiner Ausführung. Auch *Don Giovanni* untersteht einem gesellschaftlichen Auftrag, der sich aus den Absichten und Leis-

tungen der kaiserlichen Politik ergibt. (...) Der sich im Vollgefühl seiner Privilegien hemmungslos auslebende Landadlige ist jener negative Held, dem Josephs Land- und Steuerreform Mittel und Rechte beschneidet. Der alte Stoff, der immer ein eingreifend politischer gewesen war, nimmt im josephinischen Österreich Bedeutungen auf, die die früheren weiterführen – (...) die Grundherren sollen gleichberechtigte, gleichverpflichtete Staatsbürger werden. Dagegen läuft da Pontes Giovanni erotisch-moralisch Amok; sein sexueller Anarchismus, der sich an den Widerständen, die ihm von Szene zu Szene entgegenschlagen, hybrid überhitzt, fungiert als Allegorie einer Privilegiiertheit, der die kaiserliche Politik den Stempel des Parasitären aufgedrückt hat.“ Und so kann uns Dieckmann den Sexfan Giovanni als „eine zentrale gesellschaftliche Figur“ präsentieren. (S. 304 f.)

Es ist eine Freude zu sehen, welche Freude Dieckmann das Erzählen bereitet. Ich denke, das wird für ihn eine der Hauptmotivationen sein, in abgelegenen, fast unbekanntenen Vorstufen seiner Interpretationstexte zu blättern bzw. regelmäßig nach solchen zu fahnden und fündig zu werden. – Wer glaubt, Dieckmann dem DDR-Klassizismus zuordnen zu können, hat seine frühen Wagnerstudien und seine Annäherung an Schubert (1996)¹⁰ nicht zur Kenntnis genommen. Von Schubert, dessen Todesjahr sehr eindringlich dargestellt wird, befand er: „Ein Jahr nach Beethovens Tod komponiert Schubert die Hauptformen der musikalischen Klassik zu Ende; er schließt den Tempel, zugleich öffnet er Tore ins Neue.“ (S. 316) Als Signatur Schuberts hebt er hervor, dass dieser die „Metaphysik des Sinnlichen Klang werden“ lassen konnte. Die ‚Annäherung‘ des Schubert-Buchs ist nicht zuletzt ein vergleichbarer Formzug: Dieckmanns Versuch, dem Genie Schubert gerecht zu werden, indem – nach genauestem Studium – eine feiernde Rede Analyse und Darstellung in sich bindet, also eine Tonart findet, die Nähe und Distanz taktvoll vereint. Zugleich, wie immer, fehlt nicht eine materialhistorische Skizze Wiens in den 1820er Jahren: „Schuberts Kunst bewegt sich in dem Kraftfeld eines zentralen Ortes, und es gelingt ihr, was niemand sonst vermag: dessen kulturelle Spannweite auszuhalten und auszutragen.“ (S. 123)

Dieckmann, würde sein Stasi-Berichterstatter sagen, hat es mit Spannungen – mit Ungleichzeitigkeiten, könnte man im Hinblick auf seine Bloch-Lektüre hinzufügen. Ein ganzes Stück trefender, geistvoller formuliert es der Zitat-Titel von Dieckmanns huldigender Christa Wolf-Besprechung¹¹ 2004: „In der Tiefe, zeigt sich, ist viel Raum“. Hier macht er eine Andeutung, die seine Kompetenz für Spannungsverhältnisse erläutert, und natürlich wieder in einem Satz, der den Raum in der Tiefe mitbenutzt. Ich gebe ihn sehr gekürzt wieder: Ihm sei „jenes Grunderlebnis der Desillusionierung (...) schon in sehr jungen Jahren zuteil geworden, was nichts weniger als ein Lebensvorteil gewesen war, sondern, verbunden mit dem Willen zum Bleiben, eine Kluft bedeutete, die erst auszuschreiten, ehe sie zu überwinden war.“ (S. 267) An diesem Ausschreiten hat uns Friedrich Dieckmann ausgiebig teilhaben lassen, ich erwähne nur einige seiner Essaybände, das tue ich schon der Titel wegen:

- *Glockenläuten und offene Fragen. Berichte und Diagnosen aus dem anderen Deutschland*, Frankfurt/Main 1991;
- *Vom Einbringen. Vaterländische Beiträge*. Frankfurt/Main 1992;
- *Temperatursprung. Deutsche Verhältnisse*. Frankfurt/Main 1995;
- *Der Irrtum des Verschwindens. Zeit- und Ortsbestimmungen*. Leipzig 1996;
- *Die Freiheit ein Augenblick. Texte aus vier Jahrzehnten*. Berlin 2002;
- *Was ist deutsch? Eine Nationalerkundung*. Frankfurt/Main 2003.

Biographische Konstellation und theoretische Position hängen, wie uns Dieckmann belehrt, durchaus zusammen, und seine Vorliebe für Umbruchszeiten ist schon vor 1989 manifest, bekam aber durch den Vereinigungs-Umbruch reiche Nahrung zugeführt, wie die erwähnten Titel belegen. Seine Studien sind immer sehr umsichtig, sie meinen mehr, als sie sagen, eine aus DDR-Zeiten festgehaltene Stilfigur, er setzt einen aktiven Leser voraus. So stellt er etwa für Mozart und Brecht eine vergleichbare

historische Konstellation fest: eine ‚Revolution von oben‘, die nach acht Jahren in eine schwere politische Krise gerät und durch Rücknahme-Edikte partiell revidiert wird, bei Joseph II. 1788/89, bei Ulbrichts Politbüro Anfang Juni 1953. („Brecht“, S. 189) Solche Parallelen und Verweise schaffen ein Argumentationsgeflecht, dem man sich schwer entziehen kann oder will. Dabei tritt besonders die vielseitige Bildung hervor, die Dieckmann nicht nur zum gesuchten Gesprächspartner und vielbeschäftigten Moderator machte, sondern die es ihm z. B. auch gestattet, Sozialgeschichte als ‚Kinetisierung‘ des sozialen Moleküls einlässig in physikalischen Termen zu beschreiben und entsprechend die Scheinkongruenz des gegenwärtigen Menschen mit dem modernen Weltbild, der „Weltenflucht gigantischer Sternsysteme“, seine zu schnelle Nachgiebigkeit, als Verkennen der condition humaine zu bestimmen. Große Schlussätze, die auch ein gewisses Pathos nicht scheuen: „Für die Erde gilt: auch die Entgrenzungen begeben sich im Endlichen, das heißt: sie stoßen an Grenzen. Wie sie diesen Zusammenstoß bewältigen, wird das dramatische Schauspiel des 21. Jahrhunderts sein.“¹²

Die Zeit- und Ortsbestimmungen Dieckmanns charakterisiert immer wieder, dass sie profunde Bildung mit humanem Engagement verbinden. Eine subtile Goethe-Analyse vom Januar 1989 hat er *Recht zu träumen* überschrieben.¹³ Er bezieht zum Schluss die (in ihrer Zeit ungehörten) Stimmen von Bloch und Buber ein und konstatiert: „Die Welt hat drei Jahrzehnte eines wir-losen Hintaumelns bis an den Rand der Vernichtung gebraucht, um ihm [sc. dem Wort der Weisen] Hör-Raum zu geben. Noch und gerade heute stellt es uns eine Aufgabe von Traumeskühnheit: Erwachen lernen im Aufeinander-Hören.“ (S. 25) Dieckmanns wissenschaftlicher Duktus, wie er aus Stil und Fragestellungen hervortritt, ist zutiefst von Humboldts Überzeugung geprägt, dass es gelte, dem wissenschaftlichen Studium auch den (seit dem Mittelalter gültigen) „topologischen“ Ansatz zu bewahren, den Bezug also zur Lebensführung in zunehmend sich verwirrenden Zeiten, zu deren Entwirrung (sprich: zur Denunziation der vielen nackten Kaiser) immer wieder beizutragen Dieckmanns aufklärerischer Impuls und progressiv-wissenschaftlicher Ansatz blei-

ben. Dass ein solches Programm (heute) nicht treuherzig vertreten werden kann, ist dem Adorno-Leser und Adorno-Kritiker Dieckmann deutlich bewusst. Vielleicht fühlte er sich persönlich – als eingestandener Connaisseur und Liebhaber schöner Dinge – von Adornos ‚Minimum morale‘ betroffen, es gebe kein richtiges Leben im falschen.¹⁴ Er antwortete mit einem ‚Maximum morale‘, worin er den Impuls dieser Sentenz als fragwürdig kritisiert: Indem sie „dem einzelnen, der auch der Autor [Adorno] selbst ist, die Freude an jenem Schönen verdächtig macht, das sich an die Dinge der Wohnwelt ... heftet, Gegenstände, die nicht der Beruhigung über die Verhängnishaftigkeit des Ganzen dienen, indem sie Akzente wider die Übermacht des Ungestalten setzen, leistet [dieses Argument] einer Entwurzelung Vorschub, die zu den Voraussetzungen ideologischer Verführbarkeit gehört.“ Das spielt ganz beiläufig Benjamin gegen Adorno aus und hält doch vor allem das Recht der eigenen Erfahrung fest: gegen alle auch der Ideologiekritik innewohnenden Ideologisierungstendenzen. Die Genauigkeit, mit der Theoreme, Ideologeme – und letztlich: Episteme – zu Ende gedacht und auf Lebenspraxis bezogen werden, das inventive Nachbuchstabieren des intrikaten Zusammenhangs von Empirie und literarischer Metamorphosen¹⁵ gemahnen, auch in der Anschaulichkeit und Eleganz der ‚Beweisführung‘, an die deutsche Frühaufklärung (Garve, Möser, Abbt, Wieland) und verleihen dem Sprechen Dieckmanns eine Fülle und Vollmacht, die in der deutschen Kultur-Essayistik ihresgleichen suchen. Dass es so verschwenderisch reich wissenschaftlich fundiert/gründiert ist, macht die Zuerkennung eines Ehrendoktorats fast zu einer logischen Konsequenz, für die ich mich gerne mitverwendet habe. Und ich möchte Dir, lieber Dr. Fritz, die Formel nicht vorenthalten, mit der in Amsterdam diese Würde zuerkannt wird:

„Waardeer de verkregen waardigheid als een eervolle onderscheiding en een gewichtig voorrecht en vergeet dan ook nooit de verplichtingen die zij U oplegt jegens de wetenschap en de samenleving.“¹⁶

Ik heb gezegd.

Anmerkungen

- 1 *Dieckmann, Friedrich*: Glockenläuten und offene Fragen. S. 270. Frankfurt am Main 1991.
- 2 Ebd. S. 289 f.
- 3 *Dresen, Adolf*: Wieviel Freiheit braucht die Kunst? Hg. von Maik Hamburger. Theater der Zeit. Recherchen 3. S. 365. Berlin 2000.
- 4 Auskunft BstU 000263, S. 208.
- 5 *Kafka, Franz*: Das Schweigen der Sirenen. Aus dem Nachlass. (Oktober 1917).
- 6 *Rathenow, Lutz*: Jemand. In: Zärtlich kreist die Faust. Gedichte. S. 19. Pfaffenweiler 1989.
- 7 *Dieckmann, Friedrich*: Wer war Brecht? Erkundungen und Erörterungen. Berlin 2003.
- 8 *Dieckmann, Friedrich*: Hilfsmittel wider die alternde Zeit. Essays. Leipzig und Weimar 1990.
- 9 *Dieckmann, Friedrich*: Die Geschichte Don Giovannis. Werdegang eines erotischen Anarchisten. Frankfurt am Main 1991.
- 10 *Dieckmann, Friedrich*: Franz Schubert. Eine Annäherung. Frankfurt am Main 1996.
- 11 *Dieckmann, Friedrich*: Christa Wolfs „Jahrestage“. In: Sinn und Form 2/2004. S. 258–270; Titel-Zitat S. 264.
- 12 *Dieckmann, Friedrich*: Was ist deutsch? S. 84. Frankfurt am Main 2003.
- 13 *Dieckmann, Friedrich*: Glockenläuten und offene Fragen. S. 9 ff.
- 14 *Dieckmann, Friedrich*: Christa Wolfs „Jahrestage“. In: Sinn und Form 2/2004. S. 258 ff.
- 15 Vgl. *Dieckmann, Friedrich*: Die Geschichte Don Giovannis. S. 435.
- 16 „Würdige die erhaltene Würde als eine ehrende Auszeichnung und ein großes Vorrecht und vergiß denn auch niemals die Verpflichtungen, die sie gegenüber Wissenschaft und Gesellschaft auferlegt.“

Friedrich Dieckmann

Berlin als Werkraum Stadthuldigung mit Seitenblicken

Sehr geehrter Herr Präsident, sehr geehrter Herr Dekan,
verehrte Frau Direktor, meine Damen und Herren, liebe Freunde,

„Mir ist die Ehre widerfahren“, intoniert im zweiten Akt des „Rosenkavalier“ der ganz in Silber gehüllte Graf Octavian, und das mit der silbernen Rose bedachte Fräulein von Faninal macht einen Knicks und singt: „Ich bin Euer Liebden sehr verbunden“; den Akt zuvor bereits hat die Feldmarschallin bei einem sinnenden Blick in den Spiegel erklärt: „Die Zeit, die ist ein sonderbar Ding.“ (Hofmannsthal schreibt übrigens „sonderbares Ding“, Strauss hat die Stelle verbessert.) So musikalisch-zeremoniös geht es in unsern nüchternen Zeiten nicht einmal mehr bei den Hochzeiten des längst bürgerlich unterwanderten Hochadels zu, ganz abgesehen davon, dass Hofmannsthal diese ganze Rosenzeremonie einfach erfunden hat; auch ist eine Promotion, selbst wenn sie ehrenhalber erfolgt, ja kein Verlöbnis. Aber eine auf Dauer angelegte Verbindung stiftet sie schon; eine Universität, deren Gründung in bedrängtester Zeit, vier Jahre nach einem politischen Zusammenbruch von historischer Dimension, von tatkräftigen Männern einem zaudernd-unselbständigen Monarchen abgerungen worden war und im Lauf ihres fast zweihundertjährigen Bestehens drei weitere Staatszusammenbrüche mit nachfolgenden Neubegründungen erfahren hat, so dass sie wie in einem Brennglas das Bild unserer Geschichte bündelt – diese schicksalsgeschüttelte Universität verbindet sich promotiv, promotorisch einem Autor, dessen Wirken mit dieser Stadt in einem Maß verbunden ist, das mir im Vorfeld dieses Tages mehr denn je bewusst geworden ist.

Es wurde mir deutlich: in Berlin bin ich zum Schriftsteller geworden, meine publizistische, wissenschaftliche, literarische Ar-

beit heftet sich an diesen Platz, der mit dem Wort Berlin, inzwischen vor allem der Name eines existenzunfähigen Bundeslandes, vielleicht zu weitläufig bezeichnet ist. Berlin-Mitte wäre genauer – oder soll ich für die Zeit *vor* 1990 den Zusatz machen: Hauptstadt der Deutschen Demokratischen Republik? Denn Berlin-Mitte war nicht einfach Ost-Berlin, es war Hauptstadt mit ähnlicher Zentralität, wie Paris es für Frankreich war und ist, eine Metropole, in der es anders zugeht als in der monozentrisch strukturierten Provinz, deren bezirksgeleitete Dummheit über manch einem Kollegen wie unentrinnbar zusammenschlug. In Berlin wehte eine andere Luft, nicht eben an der Humboldt-Universität, wo es Professoren wie Gerd Irrlitz oder Frank Hörnigk oft unleidlich schwer hatten, aber auf dem Feld des – euphemistisch genug – als freischaffend bezeichneten Wirkens. Man war hier anders dran, nicht aus Vorsatz der ordensmonarchischen Regenten, obschon ein gewisser Metropolenehrgeiz schon eine Rolle spielte, sondern eher infolge jenes Phänomens, das eine der Gründungsleuchten dieser Universität, Friedrich Hegel, in die mystisch klingende Formel vom Umschlag der Quantität in die Qualität fasste. Wobei eine spezifische Qualität insofern vorgegeben war, als jene Älteren, deren Prägung und Erfahrung sich aus andern Zeiten, andern Welten nährte (viele von ihnen waren aus dem Exil oder aus dem Konzentrationslager in das östliche Deutschland gekommen), bis in die siebziger Jahre die Rolle von Schutzpatronen der Jüngeren wahrnahmen; vielen meiner Freunde und auch mir selbst ist es so ergangen.

Die Quantität, von der im Blick auf Berlin hegelisch-dialektisch die Rede sein kann, war die Zahl, die Menge der hier ansässigen Schriftsteller, Theaterleute, Maler, Komponisten, ein Faktor der Unübersichtlichkeit, der verstärkt wurde durch die Intensität der Kontakte, die sich in der von der Westseite der umzingelnden Stadtmauer her immerhin offenen Stadt ergab, trotz aller Grenzschikanen, die diesen Effekt zu dämpfen suchten. Aber nicht nur die Kunst-Akteure waren trotz umfassender Kontroll- und Observierungsmaßnahmen (wie absurd sie umfassten, stellte sich bei der späteren Akteneinsicht heraus) schwer übersehbar, auch die Strukturen des Machtapparats funktionierten nicht so einsinnig

wie in den Departements, in die die DDR, ursprünglich ein Fünf-Länder-Staat mit unmittelbar gesamtdeutscher Verfassung, im dritten Jahr ihres Bestehens nach preußisch-französischem Vorbild aufgegliedert worden war. In Berlin gab es ein Nebeneinander der Zuständigkeiten und Befugnisse, das schwerer als anderswo aus einer Hand zu beherrschen war. Ich habe das am Berliner Ensemble erlebt, dessen Intendantin in der kulturpolitischen Krise, in die ihre auf die schöpferischen Kräfte der Jungen setzende Direktion 1975 geriet, von der Bezirksleitung ihrer Partei gegen deren Zentralsekretariat gestützt wurde, wobei die Pointe war, dass diese Bezirksleitung sich als „linker“, weiter links stehend als das zentrale Kultursekretariat verortete. Zuletzt ging das Ganze gegen Ruth Berghaus aus (ich selbst hatte schon vorher meinen Hut genommen); sie war dem Doppelgriff von Ost- und West-Zensur auf die Dauer nicht gewachsen.

Die Ostzensur, das war die politisch-ideologische Kontrolle, die auf verschiedenen Ebenen statthatte, die Westzensur – wem sage ich es? – ist die Zensur des Eigentums, die in diesem Fall bei der Berliner Brecht-Erbin lag. Wenn beide Instanzen denselben Geschmack haben, dann ist die Blockade unentrinnbar, umso mehr, wenn im Verborgenen noch eine dritte Instanz im Spiel ist mit der Vorgabe, der Sicherheit des Staates zu dienen. Dass ihre Apparate in aller Absurdität der Verselbständigung keineswegs allmächtig und dass sie auch nicht immer einer Meinung waren, konnte ich feststellen, als ich vor einigen Jahren meiner Observierungsakte ansichtig wurde. Auch auf diesem verminten Feld zeigte Berlin mit seiner Überlagerung zentraler und regionaler Instanzen sich als eine Zone der Unübersichtlichkeit, in der eine unzuständige Abteilung mit der andern um Zuständigkeit rang und manchmal die weniger dumme Oberhand behielt; dann wurde der Haftbefehl nicht ausgestellt, der Durchsuchungsbefehl zurückgenommen.

So war es auf vielen Feldern und Stockwerken des literarischen Lebens anders als in jener Gegend, die auch die Ostberliner lange Zeit „die Zone“ nannten, ehe sie eines Tages „die Republik“ sagten. „In der Republik“: das war ein liebenswürdiges Synonym für Provinz; ist es auch in dem weiteren Rahmen verwendbar, der uns

seit einigen Jahren beschert ist? Aber wir wollen den Föderalismus, diesen fest gefügten Reifen um die Erneuerbarkeit des ganzen Landes, nicht dadurch verstören, dass wir, von Berlin nach München oder Köln reisend, zu sagen anfangen: Ich fahre in die Republik.

Bin ich in Gefahr, das Lob Berlins gleichsam negativ zu akzentuieren, aus jener inwendigen Verbindung von Zentralismus und Unübersichtlichkeit, die zum Wesen von Hauptstädten gehört? Das hieße zu kurz greifen, denn die Überlieferung dieser Stadt, das preußische Erbe, das sich in ihrer Mitte, auch in dieser Universität, verkörperte, spielte eine wesentliche Rolle bei der Bedeutung, die die Stadt für meine Arbeit gewann, ohne dass ich viel darüber nachgedacht hätte; wer in Berlin lebt, setzt Berlin voraus! Ich brauche nur aus den Fenstern dieses wunderbaren Raumes zu sehen, um dieser Bedeutung inne zu werden. Das altpreußische Erbe war ein Background, den die Disponenten eines Staates, der wie der westdeutsche, nur sehr viel direkter, noch lange nach seiner Gründung einem Besatzungsstatut unterlag, eine Zeitlang destruktiv zu leugnen versucht hatten, ehe sie widerwillig und manchmal zähneknirschend (denn es waren Politiker, die vor und nach 1933 gegen alles, was Preußen hieß, Front gemacht hatten und in ihrer Blickverengung dadurch bestärkt worden waren, dass es die Repräsentanten des alten junkerlich-ostelbischen Preußens gewesen waren, die Hitler das Zepter in die Hand gedrückt hatten) – es dauerte ein paar Jahre, ehe die Häupter und Grade jenes Ordensregiments begriffen, dass sie nichts anderes waren und sein konnten als ein sich aus der Asche des Zusammenbruchs erhebendes Kleinpreußen. Als sie es mehr erfüllt als begriffen hatten, fingen sie an, vom Zeughaus bis zum Brandenburger Tor und von der Humboldt-Universität bis zu dem Opernhaus Friedrichs II. alles in einer Weise wieder aufzubauen, wie es im westlichen und südlichen Deutschland nur einer Hauptstadt gelungen ist, der bayerischen.

Dieses sich zu großen Teilen – und mit immer wieder dazwischenfahrenden Fehlern und Irrtümern – aus Trümmern wieder erbauende alte Berlin war ein Hauptelement der Bedeutung, die

Berlin als Wohn-, als Werkraum für mich gewann. Zu diesen Bauten, die wir noch lange hatten in Trümmern liegen sehen, konnten wir mit Recht sagen, was uns aus fremdem Mund etwas sonderbar in die Ohren klang; ich meine die von einem Freund, Klaus Schlesinger, überlieferte Rede jener beiden älteren Damen, die Ende 1989 von Westen her erstmals wieder durch das Brandenburger Tor gingen und mit großem Blick auf die sich öffnenden „Linden“ sagten: „Nun gehört das alles wieder uns!“

Das war gegenüber denen, die diesen Ort über Jahrzehnte hin behauptet und sich an ihm behauptet hatten, so schlecht und so recht, wie es Verhältnisse und Eigensinn zuließen, eine wahrhaft kühne Behauptung, der man ein Gutgemeintes indes nicht absprechen konnte, insbesondere dann, wenn man das dreizehn Jahre danach verbürgte Wort eines im Bundestagsgebäude tätigen höheren Angestellten dagegenhält, der in den ihm ungewohnten Fall kam, zu Fuß vom Bahnhof Friedrichstraße zu seiner Arbeitsstelle zu gehen und, daselbst angekommen – es ist zweifelsfrei überliefert –, in den Satz ausbrach: „Ich mußte heute durch das Kommunistsviertel gehen!“ Man kann sich das auf der Zunge zergehen lassen, in anderer Weise als den Konversationsatz, den ich in den achtziger Jahren in einer südwestdeutschen Stadt in einer abendlichen Zufallsrunde vernahm, in der man gehört hatte, woher ich käme; er lautete: „Sind Sie das erste Mal in Deutschland?“ Ich brach damals in helles Gelächter aus (andern, denen Gleiches widerfuhr, saßen die Tränen locker); da ich mir dieses Wort heute vergegenwärtige, komme ich auf den Gedanken, dass es mit 1250 Milliarden Euro – die Zahl ist natürlich übertrieben – nicht zu hoch bezahlt ist. Obschon man das Geld, nämlich in diesem Teil Deutschlands, gewiss besser hätte anlegen können. Ein solcher Satz war wie eine Sonde, die Befindlichkeit einer Bevölkerung zutage fördernd, die sich dreißig Jahre nach Kriegsende weiter denn je davon entfernt sah, einen Nationalstaat zu bilden, und sich darüber beruhigte, indem es den eigenen dafür hielt.

Jener Parlamentsangestellte, dem die Mitte der Mitte noch im vierzehnten Jahr der deutschen Staatswiederherstellung als

Kommunistenviertel erschien (und wirklich war hier fast alles in DDR-Zeiten neu- oder wiederaufgebaut worden), war kein Berliner, es war einer jener Zugereisten, die – schon der Große Kurfürst hatte es erkannt – der Stadt von jeher unerlässlich waren und die, wenn sie sich einlassen auf deren Klima, eine Trockenheit des Tons, die anfangs so irritierend ist wie trockener Wein für eine Zunge, die liebliche oder auch milde Sorten gewöhnt ist, sich eines Tages – und zu ihrer eigenen Verwunderung – als irreversibel eingewohnt finden, auch deshalb, weil sie ältere Beheimatungen dabei nicht im geringsten aufgeben mussten. Mir selbst ist es mit Dresden so ergangen, der Stadt meiner Kindheit, die in Trümmern lag, als der Krieg zu Ende war und deren allmähliches, mühsames, spät einsetzendes Wiedererstehen die Anhänglichkeit verstärkte. Berlin ist die Stadt, in der jeder bleibt, was er war, indem er wird, was er ist. Mir jedenfalls ist es so ergangen; die Friedrichstraße mit ihren näheren und ferneren Querstraßen, an denen die wichtigen Theater und Verlage des Landes lagen, dazu die Akademie der Künste, Verbandsbüros, Buchhandlungen, Bibliotheken, wurde seit den sechziger Jahren wie eine berufliche Lebensachse, und die Humboldt-Universität gehörte eine Zeitlang beinahe dazu. Ich habe mich, schon in dem stehend, was man literarisches Leben nennt, in den späteren sechziger Jahren bei ihren Germanisten als Gasthörer eingeschrieben, habe bei Dahnke und Girnus Vorlesungen und Seminare besucht (sie gerieten leicht zu einer Art Zwiegespräch mit den Dozenten) und sogar einen Abschlusschein in Mittelhochdeutsch erworben, den ich in Leipzig einst versäumt hatte.

Das war wie das Wiederanknüpfen an ein Studium, das ich einst hinter mir gelassen hatte – wäre sonst womöglich ein *Doctor rite* aus mir geworden? Und wer hat es damals verhindert? War es Ernst Bloch, der mich von den Germanisten wegholte („Ihren Hölderlin können Sie auch bei mir lesen!“), oder war es Walter Ulbricht, der mich von Bloch wegholte, wegwies – nein, umgekehrt: der Bloch – nicht die Person, aber den universitären Lehrer – *mir* entführte? Danach schien es auch auf dem Feld der Germanistik nur noch Ritte über den Bodensee zu geben, solche, bei denen man das Ufer nur schwimmend erreichte. Einige Jahre später

bildete ein Telefonanruf aus dem Berliner Ensemble eine andersartige, nämlich produktive Abbiegung. Ich hatte – es war jene Zeit nach der Berliner Grenzschießung, da im Schatten des Betonwalls sich von Staats wegen etwas wie Öffnung anbahnte, ein Reform- und Selbstbehauptungswille gerade auch gegenüber der Haupt- und Vormacht, die nach Chruschtschows Sturz gebieterisch dagegen einschritt – ich hatte mit zwei Theaterbesprechungen, die sich ins Episch-Analytische, in den Essay gleichsam ausgewachsen hatten, Zugang zu „Sinn und Form“ gefunden, der Zeitschrift der Akademie der Künste, und war von Richard Wagner (sein Werk blieb ein Hauptthema über Jahrzehnte) bei Bertolt Brecht und dem von ihm hinterlassenen Ensemble angelangt, dessen beginnende Erstarrung mir an einer Aufführung aufgegangen war, die ein Welterfolg wurde: Shakespeares „Coriolan“.

Das war, nicht aus der Position der Aversion, sondern durchaus als immanente Kritik vorgetragen, wie die Feuerprobe auf neuem Terrain, dem kritisch-analytischen, und ich konnte nicht ahnen, dass daraus erst mittel-, dann unmittelbar eine langjährige Beziehung zu Brechts Theater hervorgehen würde. Ich arbeitete gerade an der Fortsetzung einer in „Sinn und Form“ bereits zur Hälfte veröffentlichten Studie über „Felix Krull“, als mich der Anruf Karl von Appens erreichte, des Chefbühnenbildners des Ensembles, dessen Theaterarbeit mir schon in Dresdner Kindheitstagen nahe gekommen war. In jener „Coriolan“-Kritik hatte es an Einwänden auch gegenüber dem Bühnenbild nicht gefehlt, und dessen Urheber war geneigt, mir Recht zu geben; erst viel später erfuhr ich von den Krisen, die seine Arbeit an dieser langgezogenen Produktion begleitet hatten. Sein Antrag, ein Buch über seine Arbeit an Brechts Theater zu schreiben, war unwiderstehlich, und sie fand materiellen wie intellektuellen Rückhalt bei der Akademie der Künste, die der Vertragspartner war, nicht etwa das kringeschüttelte Theater. Die Akademie trug den Honorarvertrag, und ihre Mitarbeiter enthielten sich jeder Einmischung; das sind die Bedingungen, unter denen produktive Arbeit möglich wird.

Wo anders als in Berlin wäre das möglich gewesen? Wo anders als hier hätte Brecht 1949 Fuß fassen und dem Theater der Ge-

genwart ein Licht aufstecken können? Ich war nie Brechtianer gewesen, und auch zum Blochianer hätte ich nicht getaucht; ist es die frühe und – dank der Ausgaben des Aufbau-Verlags – umfassende Thomas-Mann-Lektüre gewesen, die mich vor allem Ismen-Wesen und Ianer-tum gefeilt hat? War es das geistige Klima eines christlich-protestantisch und hanseatisch-liberal geprägten Elternhauses, dem ich solche Immunisierung verdankte? Protestantismus und Liberalität, man muss das zusammen nennen, ob schon es in der Geschichte nicht immer zusammenging. Mit Sympathie habe ich kürzlich bei Jan Assmann gelesen, wie leicht aller Säkularismus „in eine andere Art von Religion“ umschlage, eine, „die keine Luft von anderem Planeten atmet, sondern im Kult der Goldenen Kälber eines nationalen oder internationalen Imaginaire aufgeht“, mit dem Hinweis darauf, dass sich im gegenwärtigen „Kampf gegen den Terrorismus“ nicht Religion und Säkularismus gegenüberstehen, „sondern zwei solcher Ersatz- und Pseudoreligionen, die im Zuge der Moderne aus monotheistischen, puritanisch verengten Religionen hervorgegangen“ seien. „Das Ende der Religion“, so Assmann zuvor, habe uns „dem neuheidnischen Ethnotheismus, der Selbstanbetung des Kollektivs und seinen politischen Mythen wehrlos ausgeliefert“; das sei „die bittere Lektion der letzten beiden Jahrhunderte“.

Das liberale Klima eines musikalisch durchtönten, protestantisch fundierten und ebenso sozial- wie nationbewussten Elternhauses – mit einer solchen Vorgabe war man zum Thomas-Mann-Leser beinahe vorbestimmt und war es besonders in dieser deutschen Nachkriegssituation, als der den DDR-Lesern von Becher und Lukács nicht ohne Widerstand in den eigenen Reihen bescherte Autor ein geistiges Lebensmittel, Lebenselixier bildete, anders als in westlicher Sphäre, wo die einen ihm das Odium des Abtrünnigen, des Vaterlandsverrätters anhängten, während andere, so der Gründungskanzler der Bonner Republik, ihn schlankweg in den Osten verwiesen; natürlich gab es, wie überall und immer, auch andere Stimmen.

Wer mit siebzehn Jahren den gerade geschriebenen Tschechow-Essay nicht nur gelesen, sondern in sich aufgenommen – oder soll

ich sagen: verinnerlicht – hatte, der war immunisiert gegen das, was Assmann die Selbstanbetung des Kollektivs nennt, aber er hatte auch Grund, sich, so jung er war, als unzeitgemäß zu empfinden; es war die Kehrseite allzu früher Einsicht in die Begrenztheit auftrumpfender Ersatzreligionen. Auch von daher der zeitweilige Versuch, in anderer, mathematisch durchlichteter Sphäre jene Objektivität zu finden, die im Reich der Ideen, der Literatur dogmatisch-apologetisch blockiert schien. Wenn schon Axiome und Konklusionen, dann im luziden Reich der Epsilontik und des sicheren Schlusses von n auf $n + 1$. Aber nur scheinbar ist das ein autonom in sich ruhendes Reich; auf seine Weise ist es der Ungewissheit so einbezogen wie das andern Denkweisen unterstehende Reich der Sprache und für sein Teil angewiesen auf ein Denken, das vom Subjekt ausgeht, um beim Allgemeinen anzukommen; das ist das Denken der Kunst, der Literatur.

Wenn ich den einigermaßen ratlosen Zwanzigjährigen ins Auge fasse, der ich einmal war, will es mir vorkommen, als ob die Zeit und ich sich aufeinander zu bewegt hätten; dieser Abend scheint in besonderem Maß ein Zeichen dafür zu sein. Irgendwann, spät, aber nicht zu spät, kommt der Entschluss, zeitgemäß zu werden, es mit der Zeit, auch dem Ort, an den man sich gestellt findet, aufzunehmen, eine Wendung, mit der man erwachsen, das heißt: ein Zeitgenosse oder auch: man selbst wird; darum kann niemand ihn einem abnehmen. Zu dem Ertrag zähle ich einen Freundeskreis, der sich nach den grundstürzenden Begebenheiten von 1989/90 noch einmal erweitert hat, nach mehr als einer Richtung; nicht wenige von ihnen heute hier anwesend zu sehen, ist mir eine besondere Freude. *Vor* allem dem steht das Hölderlinsche: „Und die Lieb auch heftet fleißig die Augen“, und ist auch hier nicht zu vergessen.

Karl von Appen rief an, und das Buch, das er im Sinn hatte, kam wirklich zustande; es entpuppte sich, als es fertig war, nicht nur als Bühnenbild-, sondern auch als Brecht-Buch. Dies eben hatte das Erscheinen allerlei Hemmnissen und Widerständen gesetzt, die erst der Sturz des Ordensgroßmeisters behob; wieder einmal wurde ein neuer, Öffnung erprobender Kurs eingeleitet.

So ging es zu, und ich habe es später einmal als Gesetzmäßigkeit dieser auf historische Gesetze so erpichten Ordnung bezeichnet: Wenn die Schraube angezogen worden war, konnte man sicher sein, dass sie sich irgendwann wieder lockern würde, und wenn *das* eingetreten war, war damit zu rechnen (man tat es nur nicht, was die Sache verschlimmerte), dass sie wieder angezogen werden würde. Nur dass sie eines Tages beim Aufdrehen ganz und gar aus der Mutter rausfliegen würde, das war in keiner Weise abzusehen.

Es ist geschehen, wunderbarerweise, und so stehe ich denn, vierzehn Jahre nach dieser erstaunlichen Begebenheit, als ein *honoris causa* zum Doktor dieser ruhmreichen Universität Berufener vor Ihnen – einer Universität, der ich mich aus allem dem, was ich zu sagen versucht habe, besonders gern verbinden lasse, auch aus besonderer Sympathie für die akademischen Lehrer, die diese universitas litterarum hervorgebracht hat, nicht nur in ihrer Gründungsepoche, sondern bis in neuere und neueste Zeit. Es wird Sie nicht wundern, dass ich auf dem Feld der Germanistik besonders Frank Hörnigk ins Auge fasse, einen, wenn nicht *den* guten wissenschaftlichen Geist dessen, was einst DDR-Literatur hieß und was schon damals nichts anderes meinte und meinen konnte als deutsche Literatur, die auf dem Boden dieses verspäteten deutschen Illuminatenstaates entstanden und aufgewachsen war. Mein gefühlter Dank gilt dem Anteil, der ihm an Idee und Realisierung dieses mich wahrhaft erfreuenden Vorgangs zukommt, und er gilt all denen, die dieser Fest- und Feierstunde Gestalt und Sprache gegeben haben: Professor Tenorth, dem Vizepräsidenten der Humboldt-Universität, Professor Schütz, dem Dekan der Philosophischen Fakultät II, und dem Laudator, Professor Alexander von Bormann, dem von langer Hand mit meinem Tun und Treiben vertrauten und ihm, auch kraft seiner wunderbaren Amsterdamer Gründung auf dem Feld west-östlicher Kulturdiplomatie, immer wieder förderlich zugetanen Freund, der es auf sich nahm, dieses Tun und Treiben Ihnen – und damit mir selbst – nahe zu bringen; wie er das tat, hat mich, wie alle andern guten Worte dieses Abends, wahrhaft bewegt. Ich bin recht eigentlich sprachlos, und wenn ich nicht von langer – oder doch

längerer – Hand gehalten gewesen wäre, an einen Festvortrag zu denken, so hätte ich es wohl gemacht wie vor ein paar Tagen Christoph Marthaler, als er den Berliner Theaterpreis erhielt. Er sagte: Von Herzen Dank! und fügte hinzu: Wie schön ist doch Berlin!

Aber wo bleibt dieser Festvortrag, dem ich schon vor zweieinhalb Wochen Titel und Thema geben sollte? Denn dies war ja kaum mehr als die Vorrede dazu. Wie raffe ich ihn in den verbleibenden Minuten zusammen? Die thematische Waage schlug nach verschiedenen Richtungen aus, zunächst nach einem auf sonderbare Weise berlinischen Stück, einem Auftragswerk der Berliner Hoftheaterintendanz aus dem Frühsommer 1814, dem der also Beauftragte, ein vierundsechzigjähriger Weimarer Geheimrat, zunächst zu entrinnen suchte, ehe er sich aufraffte und einen Festspieltext zustande brachte, dessen Titel: „Des Epimenides Erwachen“, die Berliner Witzbolde, als die Aufführung nach langem Tauziehen endlich zustande gekommen war, in die Frage ummünzten: „Eh, wie meenen Sie dees?“

Die Frage war berechtigt; sie gäbe auch heute noch Anlass für gesammelte Nachdenklichkeit über die Einwirkung geschichtlicher Umbrüche auf dichterische Werke und politische Haltungen. Was macht der Schriftsteller, der Dichter, der immer ein Reiter über den Bodensee ist (es ist beinahe seine Definition), wenn das Eis nicht mehr trägt, sondern knistert und bricht, wie stellt er sich auf den Grund, falls er welchen findet, und wie auf das andersartige Eis, wenn alles wieder zugefroren ist? Ich fand mich einmal mehr auf dieses Thema gelenkt, als ich im April in einem Berliner Auktionshaus den bei Duncker & Humblot erschienenen Erstdruck des Stückes mit einer beigehefteten Interpretationshilfe entdeckte, die mich trotz des sehr viel besseren Papiers an die Verfahrensweise von DDR-Programmheften erinnerte. Auch im Zeitalter einer *neuen* political correctness ist diese Übung nicht ganz ausgestorben.

Aber dies alles geriet zu weitläufig, und nicht nur, weil von diesem Epimenides eine deutliche, obwohl keineswegs gerade Linie

zu dem Schluss der Faust-Tragödie führt. Ein anderer Gewährsmann war anzurufen, anhand eines Werkes, dessen Bestimmung es war, niemals geschrieben, aber immer wieder in Angriff genommen zu werden, ein Vorgang, der sich in fünffacher Variation über anderthalb Jahrzehnte hinzog: Schillers Projekt eines Malteser-Dramas. Für diesen Blickwechsel konnte sogar ein aktueller Anlass ins Feld geführt werden: Malta ist seit zwei Wochen Mitglied der auch uns fest umschließenden Europäischen Union, und seine Bevölkerung, die erst vor dreißig Jahren die letzte staatlich-militärische Bindung an das Vereinigte Königreich abschütteln konnte, hat sich den Entschluss, sich unter die Botmäßigkeit einer entfernten Zentralbehörde zu begeben, keineswegs leicht gemacht. Nur 54% der Einwohner votierten für die Einordnung in ein Gebilde, das kein Staat sein will, aber seinen Bewohnern vorschreibt, wie die Schweine zu füttern sind. Eine Schillersche Vers-Sentenz, die sich auf die erst auf Rhodos, dann auf Malta regierenden Johanniter bezieht: „Mut zeigt auch der Mameluck, Gehorsam ist des Christen Schmuck“, bezeichnet nicht mehr die Anforderung eines Ritterordens, wohl aber die eines gleich diesem aus vielen Zungen bestehenden supranationalen Regiments.

Ein Stück, das seinem Autor immer wieder in Sicht, aber nie zustande kam – ich kann das hier nicht ausführen, es würde Ihre Geduld strapazieren. Viel, so scheint es, fehlte nicht daran, dass der deutsche Dramatiker dieser Insel, deren ein italienisch verfarbtes Althönizisch sprechende Bevölkerung sich im neunzehnten Jahrhundert auf die Suche nach einer besatzungsunabhängigen Identität begab, ein Nationaldrama geschrieben hätte, wie es die Schweizer mit „Wilhelm Tell“ bei ihm fanden. In dem Abwehrkampf gegen die Türken sollte die Handlung spielen, mit La Valette, dem Großmeister und späteren Städtegründer, als der Hauptfigur, und da im Orden keine Frauen zugelassen waren, sollte ein mädchenhaft schöner, zugleich wunderbar tapferer Jungritter für erotische Komplikationen sorgen.

Schiller hatte die Geschichte des Ordens während seiner Beschäftigung mit dem Dom-Karlos-Stoff anhand eines vielbändigen

französischen Werkes studiert, dessen Übersetzung er 1792 anregte. Die Vorrede, mit der er sie herausgab, bekundet eine Faszination, an deren Wurzel die Sehnsucht nach dem ganz anderen steht: nach Opfermut, Hingabe, verbundenem Handeln im Dienst eines schützenswerten Ganzen, einer glaubensvoll ergriffenen Idee. Es ist der Jugendtraum vom heroischen Leben im Gleichklang Mitstrebender, ein Bedürfnis, das Brecht im gleichen Alter an die Seite der kommunistischen Weltbewegung führte und ihn ein Theaterstück nach dem andern über die Wünschbarkeit und die Unmöglichkeit des Aufgehens des einzelnen Willens im großen Weltrettungszug schreiben ließ. Aber die Ausgangslage ist bei Schiller und Brecht verschieden. Schiller, der Zögling einer militärisch geführten Eliteschule, kam aus einer ordensähnlichen Prägung, aus deren Gehorsamsverpflichtung er sich als Zweiundzwanzigjähriger losriß; so kam es, dass er von der *sinnvollen Zucht* unter einem geistig wie sittlich souveränen Ordenshaupt zwar dramatisch träumte, aber kein Werk daraus bildete. Das Zurückstellen, das Liegenlassen der Entwürfe erneuerte und bekräftigte jedes Mal sein Sich-Entziehen von einst.

Anders der junge Brecht: er kommt aus der Freiheit, der Zusammenbruch des Kaiserreichs hat sie dem Zwanzigjährigen als eine gesellschaftlich-allgemeine vorgegeben, und er träumt sich – über genussvoll durchmessene Krisen hinweg und angesichts einer sich chaotisch verzehrenden Bindungslosigkeit – in eine Verpflichtung, die er als Subjekt nicht einzulösen vermag. So kommen Stücke des Bindungswillens zustande, die stets in das Gleiche münden: in Abwendung, Versagen, Schuldgefühle, Selbstbestrafung. Wo Schiller die schmerzhaft gelebte, real vollzogene Abkehr in dem intendierten Ordensstück imaginär gutzumachen sucht und sie im Misslingen des Projekts immer wieder reproduziert, imaginiert Brecht die Bindung und erlebt im Stück immer wieder und in wechselnden Gestalten – sie heißen Fatzer, Der Knabe, Der Junge Genosse, Johanna Dark – seine immanente Unfähigkeit dazu.

Schillers Flucht aus Stuttgart, deren Anlass ebenso nichtig wie bezeichnend war (das ist eine reine DDR-Geschichte, aus der ich

in alten Zeiten einmal ein Theaterstück machen wollte), erweist sich als eine existentielle Entscheidung, die ihn zu dem, was man ein positives militärisch-hierarchisches Bewusstsein nennen könnte, auch dichterisch unfähig macht; von daher ist es folgerichtig, dass „Die Malteser“ niemals zustande kommen. Zwei Hauptmomente des Konzepts gehen auf andere Stücke über, das inhaltliche und figurative auf die „Jungfrau von Orleans“, ein Kriegs- und Widerstandsstück mit einer männlich-heldenhaften und mädchenhaft-schönen Heldin inmitten, die dem Malteser-ritterhelden St. Priest aufs Haar gleicht. Das formale Moment, der Vorsatz einer antikisierenden Chortragödie aber geht auf die „Braut von Messina“ über, ein Stück, das seinen Autor, den Chor zur Seite, auf eine tiefere Etage seiner Seelenbühne führt, die tragisch-unauflösbare der Schwesterliebe.

Sich die Malteser-Geschichte immer wieder wie einen Lockschinken am Bande vor die dramatische Nase hängend, bemerkt der Autor nicht, dass er Stoff und Thema längst „bewältigt“ und in die poetischen Scheuern gefahren hat, mit jener Ballade vom „Kampf mit dem Drachen“, die zwar auf Rhodos, nicht auf Malta spielt – unter Johannitern, *ehe* sie Malteser wurden –, aber in demselben Ordensrahmen die Frage stellt, welche im Zentrum der Tragödie stehen sollte, die Frage nach dem Verhältnis von Heroismus und Gehorsam. Diese große, kunstvoll versifizierte Erzählung endet versöhnlich, wenn auch nicht für den Drachen; wenige kennen heute den vielstrophigen Text, aber viele die reimkräftige Sentenz, die aus ihm hervorspringt; ich habe sie schon berufen. Es ist eine rechte Schiller-Pointe, humoristisch durch Prägnanz, mit einer Lust am plastisch treffenden Wort, die auf den Hörer, den Leser überspringt. „Der Kampf mit dem Drachen“ ist die längst, nämlich schon 1798, zehn Wochen nach der Eroberung der Insel durch den Ägyptenfahrer Bonaparte, gefundene Lösung des sich der Tragödie verwehrenden Stoffs: Der Einzelkämpfer, siegreich und ruhmgekrönt, bekennt sein Verschulden, worauf der Ordensmeister Gnade vor Recht ergehen lässt und die ehrlich bekundete Demut des Ritters als hinlängliche Sühne ansieht, dem Beifall der Menge nicht länger wehrend.

Aber nicht nur der Ordenslosriss, der sich mit seiner Flucht aus Stuttgart verbunden hatte, bewegt Schiller in der Umkehrgestalt des Malteser-Themas als ein projekthaftes Leit- und Leidmotiv, auch der Medizin, seinem Karlsschulfach, bewahrt der Autor eine Anhänglichkeit, vor der seine Freunde mit Verwunderung, ja Besorgnis stehen. In Mannheim, wo er als Theaterdichter erst angestellt, dann vor die Tür gesetzt wird, in Leipzig, wo er ohne Unterlass für Göschens und Körners jungen Verlag arbeitet – immer wieder spukt die Medizin in seinem Kopf als der Beruf, der sein Dasein materiell fundieren und ihm Ansehen, Einkommen, eine bürgerliche Existenz verschaffen könnte. Noch in Jena, als er längst Professor geworden ist (eine souveräne Fakultät unter einem noch souveräneren Fürsten hatte sein solide gearbeitetes Fragment einer „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung“ als Ausweis wissenschaftlicher Reife akzeptiert), hängt er solchen Vorstellungen nach – und was tun die frechen Studenten, die den Mittagstisch mit ihm teilen? Sie spielen ihm einen Streich, der es in sich hat, eigentlich spielen sie ihm zwei Streiche. Der eine hängt damit zusammen, dass er Geschichte liest, ohne ein zünftiger Historiker zu sein; seine Professur ist ausdrücklich eine der Philosophie, nicht der Historie. Seine studentischen Tischgenossen stellen ihm einen fingierten Brief vom Professor Galletti aus Gotha zu, der nicht nur der Spontanproduzent immer neuer und vielfach genialer Stil- und Kathederblüten ist, sondern auch ein qualifizierter, heute noch lesenswerter Geschichtsschreiber. Von diesem Professor aus dem nahen Gotha also bekommt Schiller einen Brief, der ihm anträgt, mit ihm zusammen ein Buch zu schreiben: Er, Galletti, wolle für „die Richtigkeit der historischen Faktorum“ sorgen, Schiller aber „Sprache und Phantasie“ geben. „So würden Verstand und Phantasie in schönem Bunde etwas liefern, was Anspruch auf Vollkommenheit machen könnte“; das Buch werde unstreitig ein Bestseller werden.

Das ist der eine Streich, den die Mitesser ihrem Professor spielen, und auch der andere ist nicht von Pappe. „Eines seiner Lieblingsgespräche war Medizin ...; er wünschte oft und äußerte diesen Wunsch gegen uns, Zeit und Muße zu haben, Medizin noch

weiter zu studieren, besonders, um Doktor der Medizin zu werden.“ So erinnert sich einer der Übeltäter – und worauf kommt die Bande? Die Universität Erfurt, deren Protektor der Schiller wohlgesinnte erzbischöfliche Koadjutor von Dalberg, nachmals der Fürstprimas des Rheinbunds, ist, sieht ihrem Gründungsjubiläum entgegen, dem zu Ehren sie eine Reihe von Ehrendoktoren beruft, und nun bringen es Schillers studentische Tischgenossen fertig, einen Brief des Erfurter Prorektors zu fingieren mit der Botschaft, die Universität wolle ihn anlässlich ihres Jubiläums zum Ehrendoktor der Medizin ernennen; sie ersuche ihn darum, ein entsprechendes Spezimen einzureichen. Schiller bekommt den Brief und ist begeistert. „Er malte sich“, schreibt der Anstifter, „das Vergnügen seines Vaters mit den lebendigsten Farben aus ... und sah sich schon als Doktor der Medizin und als Leibarzt des Coadjutors, ... für dessen Leben man damals mannigfaltige Besorgnisse hegte, weil er den Obskuranten zu hell dachte.“

Nichts dergleichen ist *mir* widerfahren. In einem Brief konnte ich mich schon deshalb nicht irren, weil ich gar keinen bekommen habe, und als vor zwei Wochen die gedruckte Einladung eintraf, konnte kein Zweifel mehr sein: das Ganze hatte seine Richtigkeit. Nun halte ich also wirklich ein Papier in den Händen, und so weit ich entfernt bin, eine leibärztliche Position darauf gründen zu wollen, so können Sie doch versichert sein, dass ich all denen, die in einer Welt voller Obskuranten „zu hell denken“, allzeit die Stange halten werde. Haben Sie Dank und seien Sie gewiss, dass ich der freundlich beurkundeten Vorgabe, ein Doktor, und das heißt wohl: ein Lehrender, zu sein, dadurch zu entsprechen versuchen werde, dass ich nicht ablasse, mich als ein Lernender zu empfinden, *cupidus rerum novarum*, neuer Dinge begierig, der selbst wie der von und mit andern zu findenden!

Friedrich Dieckmann

- 1937 geboren in Landsberg (Warthe).
Kindheits- und Schuljahre in Dresden und Birkenwerder bei Berlin. Universitätsjahre in Leipzig (Germanistik, Philosophie, Physik).
- 1963–(und wieder ab 1976) freischaffend als Buchautor, Essayist, Kritiker.
- 1972 Mitglied des Internationalen PEN.
- 1972–1976 Dramaturg am Berliner Ensemble.
- 1975 Silberne Medaille der Prager Quadriennale (für „Karl von Appens Bühnenbilder am Berliner Ensemble“).
- 1983 Heinrich-Mann-Preis der Akademie der Künste der DDR.
- 1983 Internationaler Kritikerpreis der Stadt Venedig (für „Richard Wagner in Venedig“).
- 1989/90 Fellow am Wissenschaftskolleg zu Berlin (West).
- 1990–1995 Mitarbeit im Feuilleton der Tageszeitung Neue Zeit (Berlin).
- 1992 Mitglied der Freien Akademie der Künste zu Leipzig.
- 1992–Mitglied des Trägervereins des Goethe-Instituts München (Wiederwahl 1997 und 2002).
- 1993 Bundesverdienstkreuz I. Klasse.
- 1993–2001 Mitglied des Beirats für Wissenschaft, Literatur und Zeitgeschichte des Goethe-Instituts München.
- 1994–2000 Sprecher der Deutschen Literaturkonferenz e. V.
- 1995 Mitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung.
- 1995–2001 Mitarbeit im Feuilleton der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (Frankfurt am Main).
- 1996 Gründungsmitglied und Vizepräsident (Wiederwahl 1999 und 2002) der Sächsischen Akademie der Künste.
- 1997 Mitglied der Akademie der Künste (Berlin).
- 2001 Johann-Heinrich-Merck-Preis der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung.
- 2002 Kultursenator des Freistaats Sachsen.

Ausgewählte Veröffentlichungen

- Was ist deutsch? Eine Nationalerkundung, Frankfurt am Main 2003.
- Wer war Brecht? Erkundungen und Erörterungen, Berlin 2003.
- Die Freiheit ein Augenblick. Texte aus vier Jahrzehnten, Berlin 2002.
- Gespaltene Welt und ein liebendes Paar. Oper als Gleichnis, Frankfurt am Main und Leipzig 1999.
- Franz Schubert. Eine Annäherung, Frankfurt am Main und Leipzig 1996.
- Der Irrtum des Verschwindens. Zeit- und Ortsbestimmungen, Leipzig 1996.
- Dresdner Ansichten. Exkurse und Exkursionen, Frankfurt am Main und Leipzig 1995.
- Temperatursprung. Deutsche Verhältnisse, Frankfurt am Main 1995.
- Wege durch Mitte. Stadterfahrungen, Berlin 1995.
- Die Plakate des Berliner Ensembles, Hamburg 1992.
- Vom Einbringen. Vaterländische Beiträge, Frankfurt am Main 1992.
- Die Geschichte Don Giovannis. Werdegang eines erotischen Anarchisten, Frankfurt am Main 1991.
- Glockenläuten und offene Fragen. Berichte und Diagnosen aus dem anderen Deutschland, Frankfurt am Main 1991.
- Hilfsmittel wider die alternde Zeit. Essays und Kritiken, Leipzig 1990.
- Wagner, Verdi. Geschichte einer Unbeziehung, Berlin 1989.
- Radierungen zur „Zauberflöte“, Berlin 1984; Frankfurt am Main 1989.
- Richard Wagner in Venedig. Eine Collage, Leipzig 1983; Darmstadt 1983.
- Theaterbilder. Studien und Berichte, Berlin 1979.
- Streifzüge. Aufsätze und Kritiken, Berlin 1977.
- Karl von Appens Bühnenbilder am Berliner Ensemble, Berlin 1971.

Alexander von Bormann

- 1936 geboren in Menzlin/Vorpommern.
Studium der Germanistik, Philosophie und klassischen Philologie in Tübingen, Göttingen und Berlin (Freie Universität).
- 1964 Staatsexamen Deutsch, Griechisch.
- 1967 Promotion.
- 1963–1967 (Hilfs-)Assistenz am Lehrstuhl von Wilhelm Emrich, Freie Universität Berlin.
- 1970 Habilitationsstipendium der DFG.
- 1971–Lehrstuhl für Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Universität von Amsterdam.
Gastprofessuren in Kiel, Bochum, Aachen, Potsdam, Albuquerque/New Mexico, Jerusalem.
- 1991 Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland.
- 2001 Emeritatus.

Ausgewählte Veröffentlichungen

- Erich Fried: Gedichte (Hg.), Stuttgart 1993.
- Weimarer Republik – Drittes Reich. Avantgardismus, Parteilichkeit, Exil 1918–1945 (Hg.), Reinbek 1983.
- Natura Ioquitur. Naturpoesie und emblematische Formel bei Joseph von Eichendorff, Tübingen 1968.

In der Reihe **Öffentliche Vorlesungen** sind erschienen:

- | | | | | | |
|----|--|----|--|----|---|
| 1 | <i>Volker Gerhardt</i>
Zur philosophischen Tradition der Humboldt-Universität | 14 | <i>Ludolf Herbst</i>
Der Marshallplan als Herrschaftsinstrument?
Überlegungen zur Struktur amerikanischer Nachkriegspolitik | 26 | <i>Ludmila Thomas</i>
Rußland im Jahre 1900
Die Gesellschaft vor der Revolution |
| 2 | <i>Hasso Hofmann</i>
Die versprochene Menschenwürde | 15 | <i>Gert-Joachim Glaeßner</i>
Demokratie nach dem Ende des Kommunismus | 27 | <i>Wolfgang Reisig</i>
Verteiltes Rechnen: Im wesentlichen das Herkömmliche oder etwas grundlegend Neues? |
| 3 | <i>Heinrich August Winkler</i>
Von Weimar zu Hitler
Die Arbeiterbewegung und das Scheitern der ersten deutschen Demokratie | 16 | <i>Arndt Sorge</i>
Arbeit, Organisation und Arbeitsbeziehungen in Ostdeutschland | 28 | <i>Ernst Osterkamp</i>
Die Seele des historischen Subjekts
Historische Portraituren in Friedrich Schillers „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der Spanischen Regierung“ |
| 4 | <i>Michael Borgolte</i>
„Totale Geschichte“ des Mittelalters?
Das Beispiel der Stiftungen | 17 | <i>Achim Leube</i>
Semnonen, Burgunden, Alamannen
Archäologische Beiträge zur germanischen Frühgeschichte des 1. bis 5. Jahrhunderts | 29 | <i>Rüdiger Steinlein</i>
Märchen als poetische Erziehungsform
Zum kindertextarischen Status der Grimmschen „Kinder- und Hausmärchen“ |
| 5 | <i>Wilfried Nippel</i>
Max Weber und die Althistorie seiner Zeit | 18 | <i>Klaus-Peter Johné</i>
Von der Kolonialwirtschaft zum Kolonat
Ein römisches Abhängigkeitsverhältnis im Spiegel der Forschung | 30 | <i>Hartmut Boockmann</i>
Bürgerkirchen im späteren Mittelalter |
| 6 | <i>Heinz Schilling</i>
Am Anfang waren Luther, Loyola und Calvin – ein religionssoziologisch-entwicklungsgeschichtlicher Vergleich | 19 | <i>Volker Gerhardt</i>
Die Politik und das Leben | 31 | <i>Michael Kloepfer</i>
Verfassungsgebung als Zukunftsbewältigung aus Vergangenheitserfahrung
Zur Verfassungsgebung im vereinten Deutschland |
| 7 | <i>Hartmut Harnisch</i>
Adel und Großgrundbesitz im ostelbischen Preußen 1800–1914 | 20 | <i>Clemens Wurm</i>
Großbritannien, Frankreich und die westeuropäische Integration | 32 | <i>Dietrich Benner</i>
Über die Aufgaben der Pädagogik nach dem Ende der DDR |
| 8 | <i>Fritz Jost</i>
Selbststeuerung des Justizsystems durch richterliche Ordnungen | 21 | <i>Jürgen Kunze</i>
Verfeldstrukturen | 33 | <i>Heinz-Elmar Tenorth</i>
„Reformpädagogik“
Erneuter Versuch, ein erstaunliches Phänomen zu verstehen |
| 9 | <i>Erwin J. Haeblerle</i>
Berlin und die internationale Sexualwissenschaft
Magnus Hirschfeld-Kolloquium, Einführungsvortrag | 22 | <i>Winfried Schich</i>
Die Havel als Wasserstraße im Mittelalter: Brücken, Dämme, Mühlen, Flutrinnen | 34 | <i>Jürgen K. Schriewer</i>
Welt-System und Interrelations-Gefüge
Die Internationalisierung der Pädagogik als Problem Vergleichender Erziehungswissenschaft |
| 10 | <i>Herbert Schmädelbach</i>
Hegels Lehre von der Wahrheit | 23 | <i>Herfried Münkler</i>
Zivilgesellschaft und Bürgertugend
Bedürfen demokratisch verfaßte Gemeinwesen einer sozio-moralischen Fundierung? | 35 | <i>Friedrich Maier</i>
„Das Staatsschiff“ auf der Fahrt von Griechenland über Rom nach Europa
Zu einer Metapher als Bildungsgegenstand in Text und Bild |
| 11 | <i>Felix Herzog</i>
Über die Grenzen der Wirksamkeit des Strafrechts
Eine Hommage an Wilhelm von Humboldt | 24 | <i>Hildegard Maria Nickel</i>
Geschlechterverhältnis in der Wende
Individualisierung versus Solidarisierung? | 36 | <i>Michael Daxner</i>
Alma Mater Restituta oder Eine Universität für die Hauptstadt |
| 12 | <i>Hans-Peter Müller</i>
Soziale Differenzierung und Individualität
Georg Simmels Gesellschafts- und Zeitdiagnose | 25 | <i>Christine Windbichler</i>
Arbeitsrechtler und andere Laien in der Baugrube des Gesellschaftsrechts
Rechtsanwendung und Rechtsfortbildung | | |
| 13 | <i>Thomas Raiser</i>
Aufgaben der Rechtssoziologie als Zweig der Rechtswissenschaft | | | | |

- 37 *Konrad H. Jarausch*
Die Vertreibung der jüdischen Studenten und Professoren von der Berliner Universität unter dem NS-Regime
- 38 *Detlef Krauß*
Schuld im Strafrecht
Zurechnung der Tat oder Abrechnung mit dem Täter?
- 39 *Herbert Kitschelt*
Rationale Verfassungswahl?
Zum Design von Regierungssystemen in neuen Konkurrenzdemokratien
- 40 *Werner Röcke*
Liebe und Melancholie
Formen sozialer Kommunikation in der ‚Historie von Florio und Blanschetur‘
- 41 *Hubert Markl*
Wohin geht die Biologie?
- 42 *Hans Bertram*
Die Stadt, das Individuum und das Verschwinden der Familie
- 43 *Dieter Segert*
Diktatur und Demokratie in Osteuropa im 20. Jahrhundert
- 44 *Klaus R. Scherpe*
Beschreiben, nicht Erzählen!
Beispiele zu einer ästhetischen Opposition: Von Döbblin und Musil bis zu Darstellungen des Holocaust
- 45 *Bernd Wegener*
Soziale Gerechtigkeitsforschung: Normativ oder deskriptiv?
- 46 *Horst Wenzel*
Hören und Sehen – Schrift und Bild
Zur mittelalterlichen Vorgeschichte audiovisueller Medien
- 47 *Hans-Peter Schwintowski*
Verteilungsdefizite durch Recht auf globalisierten Märkten
Grundstrukturen einer Nutzentheorie des Rechts
- 48 *Helmut Wiesenthal*
Die Krise holistischer Politikansätze und das Projekt der gesteuerten Systemtransformation
- 49 *Rainer Dietrich*
Wahrscheinlich regelhaft. Gedanken zur Natur der inneren Sprachverarbeitung
- 50 *Bernd Henningsen*
Der Norden: Eine Erfindung
Das europäische Projekt einer regionalen Identität
- 51 *Michael C. Burda*
Ist das Maß halb leer, halb voll oder einfach voll?
Die volkswirtschaftlichen Perspektiven der neuen Bundesländer
- 52 *Volker Neumann*
Menschenwürde und Existenzminimum
- 53 *Wolfgang Iser*
Das Großbritannien-Zentrum in kulturwissenschaftlicher Sicht
Vortrag anlässlich der Eröffnung des Großbritannien-Zentrums an der Humboldt-Universität zu Berlin
- 54 *Ulrich Battis*
Demokratie als Bauherrin
- 55 *Johannes Hager*
Grundrechte im Privatrecht
- 56 *Johannes Christes*
Cicero und der römische Humanismus
- 57 *Wolfgang Hardtwig*
Vom Elitebewußtsein zur Massenbewegung – Frühformen des Nationalismus in Deutschland 1500–1840
- 58 *Elard Klewitz*
Sachunterricht zwischen Wissenschaftsorientierung und Kindbezug
- 59 *Renate Valtin*
Die Welt mit den Augen der Kinder betrachten
Der Beitrag der Entwicklungstheorie Piagets zur Grundschulpädagogik
- 60 *Gerhard Werle*
Ohne Wahrheit keine Versöhnung!
Der südafrikanische Rechtsstaat und die Apartheid-Vergangenheit
- 61 *Bernhard Schlink*
Rechtsstaat und revolutionäre Gerechtigkeit. Vergangenheit als Zumutung?
(Zwei Vorlesungen)
- 62 *Wiltrud Gieseke*
Erfahrungen als behindernde und fördernde Momente im Lernprozess Erwachsener
- 63 *Alexander Demandt*
Ranke unter den Weltweisen
Wolfgang Hardtwig
Die Geschichtserfahrung der Moderne und die Ästhetisierung der Geschichtsschreibung: Leopold von Ranke
(Zwei Vorträge anlässlich der 200. Wiederkehr des Geburtstages Leopold von Rankes)
- 64 *Axel Flessner*
Deutsche Juristenausbildung
Die kleine Reform und die europäische Perspektive
- 65 *Peter Brockmeier*
Seul dans mon lit glacé – Samuel Becketts Erzählungen vom Unbehagen in der Kultur
- 66 *Hartmut Böhme*
Das Licht als Medium der Kunst
Über Erfahrungsarmut und ästhetisches Gegenlicht in der technischen Zivilisation
- 67 *Sieglinde Ellger-Rüttgardt*
Berliner Rehabilitationspädagogik: Eine pädagogische Disziplin auf der Suche nach neuer Identität
- 68 *Christoph G. Paulus*
Rechtsgeschichtliche und rechtsvergleichende Betrachtungen im Zusammenhang mit der Beweisvereitelung
- 69 *Eberhard Schwark*
Wirtschaftsordnung und Sozialstaatsprinzip
- 70 *Rosemarie Will*
Eigentumstransformation unter dem Grundgesetz
- 71 *Achim Leschinsky*
Freie Schulwahl und staatliche Steuerung
Neue Regelungen des Übergangs an weiterführende Schulen
- 72 *Harry Dettenborn*
Hang und Zwang zur sozial-kognitiven Komplexitätsreduzierung: Ein Aspekt moralischer Urteilsprozesse bei Kindern und Jugendlichen
- 73 *Inge Frohburg*
Blickrichtung Psychotherapie: Potenzen – Realitäten – Folgerungen
- 74 *Johann Adrian*
Patentrecht im Spannungsfeld von Innovationsschutz und Allgemeininteresse

- 75 *Monika Doherty*
Verständigung trotz allem. Probleme aus und mit der Wissenschaft vom Übersetzen
- 76 *Jürgen van Buer*
Pädagogische Freiheit, pädagogische Freiräume und berufliche Situation von Lehrern an Wirtschaftsschulen in den neuen Bundesländern
- 77 *Flora Veit-Wild*
Karneval und Kakerlaken
Postkolonialismus in der afrikanischen Literatur
- 78 *Jürgen Diederich*
Was lernt man, wenn man nicht lernt? Etwas Didaktik „jenseits von Gut und Böse“ (Nietzsche)
- 79 *Wolf Krötke*
Was ist ‚wirklich‘?
Der notwendige Beitrag der Theologie zum Wirklichkeitsverständnis unserer Zeit
- 80 *Matthias Jerusalem*
Die Entwicklung von Selbstkonzepten und ihre Bedeutung für Motivationsprozesse im Lern- und Leistungsbereich
- 81 *Dieter Klein*
Globalisierung und Fragen an die Sozialwissenschaften: Richtungsbestimmter Handlungszwang oder Anstoß zu einschneidendem Wandel?
- 82 *Barbara Kunzmann-Müller*
Typologisch relevante Variation in der Slavia
- 83 *Michael Parmentier*
Sehen Sehen
Ein bildungstheoretischer Versuch über Chardins ‚L'enfant au totou‘
- 84 *Engelbert Plassmann*
Bibliotheksgeschichte und Verfassungsgeschichte
- 85 *Ruth Tesmar*
Das dritte Auge
Imagination und Einsicht
- 86 *Ortfried Schäffler*
Perspektiven erwachsenenpädagogischer Organisationsforschung
- 87 *Kurt-Victor Selge, Reimer Hansen, Christof Gestrich*
Philipp Melancthon 1497–1997
- 88 *Karla Horstmann-Hegel*
Integrativer Sachunterricht – Möglichkeiten und Grenzen
- 89 *Karin Hirdina*
Belichten. Beleuchten. Erhellen
Licht in den zwanziger Jahren
- 90 *Marion Bergk*
Schreibinteraktionen: Verändertes Sprachlernen in der Grundschule
- 91 *Christina von Braun*
Architektur der Denkräume
James E. Young
Daniel Libeskind's Jewish Museum in Berlin: The Uncanny Art of Memorial Architecture
Daniel Libeskind
Beyond the Wall
Vorträge anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde an Daniel Libeskind
- 92 *Christina von Braun*
Warum Gender-Studies?
- 93 *Ernst Vogt, Axel Horstmann*
August Boeckh (1785–1867). Leben und Werk
Zwei Vorträge
- 94 *Engelbert Plassmann*
Eine „Reichsbibliothek“?
- 95 *Renate Reschke*
Die Asymmetrie des Ästhetischen
Asymmetrie als Denkfigur historisch-ästhetischer Dimension
- 96 *Günter de Bruyn*
Altersbetrachtungen über den alten Fontane
Festvortrag anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde
- 97 *Detlef Krauß*
Gift im Strafrecht
- 98 *Wolfgang Thierse, Renate Reschke, Achim Trebeß, Claudia Salchow*
Das Wolfgang-Heise-Archiv. Plädoyers für seine Zukunft
Vorträge
- 99 *Elke Lehnert, Annette Vogt, Ulla Ruschhaupt, Marianne Kriszto*
Frauen an der Humboldt-Universität 1908–1998
Vier Vorträge
- 100 *Bernhard Schlink*
Evaluierte Freiheit?
Zu den Bemühungen um eine Verbesserung der wissenschaftlichen Lehre
- 101 *Heinz Ohme*
Das Kosovo und die Serbische Orthodoxe Kirche
- 102 *Gerhard A. Ritter*
Der Berliner Reichstag in der politischen Kultur der Kaiserzeit
Festvortrag anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde mit einer Laudatio von Wolfgang Hardtwig
- 103 *Cornelius Frömmel*
Das Flair der unendlichen Vielfalt
- 104 *Verena Olejniczak Lobsien*
„Is this the promised end?“ Die Apokalypse des King Lear, oder: Fängt Literatur mit dem Ende an?
- 105 *Ingolf Pernice*
Kompetenzabgrenzung im Europäischen Verfassungsverbund
- 106 *Gerd Irrlitz*
Das Bild des Weges in der Philosophie
- 107 *Helmut Schmidt*
Die Selbstbehauptung Europas im neuen Jahrhundert. Mit einer Replik von Horst Teltchik
- 108 *Peter Diepold*
Internet und Pädagogik
Rückblick und Ausblick
- 109 *Artur-Axel Wandtke*
Copyright und virtueller Markt oder Das Verschwinden des Urhebers im Nebel der Postmoderne?
- 110 *Jürgen Mittelstraß*
Konstruktion und Deutung
Über Wissenschaft in einer Leonardo- und Leibniz-Welt
- 111 *Göran Persson*
European Challenges. A Swedish Perspective. Mit einer Replik von Janusz Reiter
- 112 *Hasso Hofmann*
Vom Wesen der Verfassung
- 113 *Stefanie von Schurbein*
Kampf um Subjektivität
Nation, Religion und Geschlecht in zwei dänischen Romanen um 1850

- 114 *Ferenc Mádl*
Europäischer Integrationsprozess. Ungarische Erwartungen. Mit einer Replik von Dietrich von Kyaw
- 115 *Ernst Maug*
Konzerne im Kontext der Kapitalmärkte
- 116 *Herbert Schnädelbach*
Das Gespräch der Philosophie
- 117 *Axel Flessner*
Juristische Methode und europäisches Privatrecht
- 118 *Sigrid Jacobet*
KZ-Gedenkstätten als nationale Erinnerungsorte
Zwischen Ritualisierung und Musealisierung
- 119 *Vincent J. H. Houben*
Südostasien. Eine andere Geschichte
- 120 *Étienne Balibar, Friedrich A. Kittler, Martin van Creveld*
Vom Krieg zum Terrorismus?
Mosse-Lectures 2002/2003
- 121 *Hans Meyer*
Versuch über die Demokratie in Deutschland
- 122 *Joachim Kallinich*
Keine Atempause – Geschichte wird gemacht
Museen in der Erlebnis- und Mediengesellschaft
- 123 *Anusch Taraz*
Zufällige Beweise
- 124 *Carlo Azeglio Ciampi*
L'amicizia italo-tedesca al servizio dell'integrazione europea. Die italienisch-deutsche Freundschaft im Dienste der europäischen Integration
Johannes Rau
Deutschland, Italien und die europäische Integration
- 125 *Theodor Schilling*
Der Schutz der Menschenrechte gegen den Sicherheitsrat und seine Mitglieder
Möglichkeiten und Grenzen
- 126 *Wolfgang Ernst*
Medienwissen(schaft) zeitkritisch
Ein Programm aus der Sophienstraße
- 127 *Hilmar Schröder*
Klimaerwärmung und Naturkatastrophen im Hochgebirge
Desaster oder Stabilität im 21. Jahrhundert?
- 128 *Kiran Klaus Patel*
Nach der Nationalfixiertheit
Perspektiven einer transnationalen Geschichte
- 129 *Susanne Frank*
Stadtplanung im Geschlechterkampf
Ebenezer Howard und Le Corbusier
- 130 *Matthias Langensiepen*
Modellierung pflanzlicher Systeme
Perspektiven eines neuen Forschungs- und Lehrgebietes
- 131 *Michael Borgolte*
Königsberg – Deutschland – Europa
Heinrich August Winkler und die Einheit der Geschichte. Festvortrag anlässlich des 65. Geburtstages
- 132 *Guy Verhofstadt*
The new European Constitution – from Laeken to Rome
- 133 *Elke Hartmann*
Zur Geschichte der Matriarchatsidee
- 134 *Felix Naumann*
Informationsintegration
- 135 *Gerhard Dannemann*
Rechtsvergleichung im Exil
Martin Wolff und das englische Recht
- 136 *Jörg Baberowski*
Zivilisation der Gewalt
Die kulturellen Ursprünge des Stalinismus
- 137 *Friedhelm Neidhardt*
Logik – Soziologik
Kolloquium anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde
- 138 *Bernd-Holger Schlingloff*
Formale Methoden in der Praxis
Softwaredesign für Luft- und Raumfahrt
- 139 *Sigrid Blömeke*
Lehrerausbildung – Lehrerhandeln – Schülerleistungen
Perspektiven nationaler und internationaler empirischer Bildungsforschung
- 140 *Katharina Bracht*
Securitas libertatis
Augustins Entdeckung der radikalen Entscheidungsfreiheit als Ursprung des Bösen
- 141 *Friedrich Dieckmann*
Berlin als Werkraum
Stadtuldigung mit Seitenblicken
Festvortrag anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde

